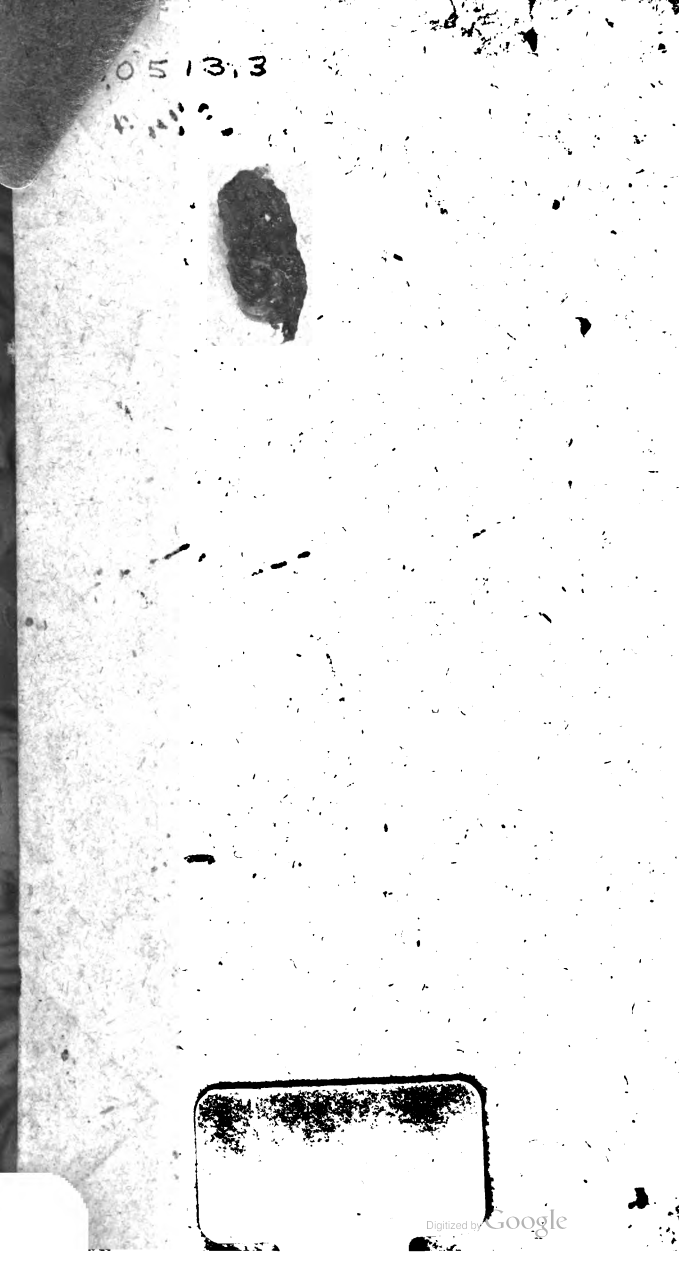




Carl von Tellheim

und

Minna von Barnhelm.

Ein
kriegerisches Gemälde
aus
den Zeiten Friedrichs des Großen.

Von
C. Hildebrandt.

Zweiter Theil.

Quedlinburg und Leipzig,
bei Gottfried Basse.
1821.

Carl von Tellheim

und

Minna von Barnhelm.

Zweiter Theil.

Wie aus einem schweren, ängstlichen Traum erwachte Tellheim, und fand sich auf einem Bette in einem schönen Zimmer. Vor ihm standen zwei Wundärzte seines Regiments, die ihn verbunden und entkleidet hatten. Der mit Blut gefärbte Montirungsrock hing auf einem Stuhle, mehrere verwundete Officiere von den Regimentern Leps und Bonin lagen im Zimmer umher. Tellheim, der es gar nicht begreifen konnte, wie er hierher gekommen war, sah sich erstaunt um. Seine Wunden schmerzten sehr. Der ganze Körper war wie zerschlagen. Mit seinem Erwachen kam

auch das Gefühl des unsäglichen Schmerzes wieder, und preßte dem Verwundeten ein lautes Aechzen aus. Da trat der Feldwebel seiner Compagnie zu ihm. Dieser war einer der bravsten Soldaten des Regiments, und Tellheim hatte ihn immer sehr geliebt. — „Gottlob!“ sagte der Oberste, „daß ich Dich sehe; daß ich nun mit Jemanden sprechen kann, der's Handwerk versteht. Sag mir nur erst, wo ich bin?“ — „In Dresden, Herr Oberst.“ — „In Dresden?“ — „Ja, ja. Die Hauptstadt ergab sich gleich nach dem glorreichen Siege.“ — „Also gesiegt haben wir doch?“ — „Das sollte ich meinen.“ — „Gottlob! Aber Du trägst ja den Arm auch in der Binde?“ — „Ja; denn er ist entzwei geschossen. Uns Beide, Herr Oberst, haben sie gut gefaßt; aber unsere Leute haben mit reichen Zinsen wieder bezahlt, was uns die Feinde vorgeschossen hatten. Herr Oberst, bei Chotusitz und Striegau

ging's hart her; aber das alles war nur ein Spaß gegen ehegestern. Zweimal sind unsere Leute zurück getrieben." — „Das weiß ich, das weiß ich; aber?" — „Aber das drittemal ging's desto besser. Freilich hat es Blut gekostet. Unser schönes, erstes Bataillon ist recht eingetrocknet. Die beiden Compagnien, Glasenap und Arnim, wollen keine Parade mehr machen." — „Sind die Kerls toll? Warum nicht?" — „Weil keiner mehr da ist." — „Ja so! das ist ein anderes. Es waren ein Paar schöne Compagnien." — „Das sage ich mit Ihnen, Herr Oberst. Aber auch unsere Compagnie hat tüchtig in die Büchse blasen müssen. Wir haben keine sechzehn Rotten mehr." — „Feldwebel? ist er toll? Keine sechzehn Rotten?" sagte Tellheim, und richtete sich mit Mühe auf. — „Keine sechzehn Rotten mehr. Aber das Regiment Anhalt ist noch mehr zusammen geschossen." — „Ach Gott, es ist ja wahr! Weiß Er nicht,

Feldwebel, habe ich das geträumt, oder ist's wahr mit meinem Sohn?" — Der alte ehrliche Feldwebel wußte nur zu gut, daß der Sohn seines Obersten geblieben war. Es setzte ihn in eine nicht geringe Verlegenheit, dies erwähnt zu haben. — „Ich weiß das nicht," sagte er, „aber dort im Zimmer ist ein blessirter Hauptmann von Anhalt, ich glaube, er heißt Rauchhaupt, von dem können der Herr Oberst Alles erfahren. Soll ich ihn rufen?" — „Ach, thue das, wenn sonst der Hauptmann kommen kann. Ich kenne ihn noch. Er kam als Junker in's Regiment, da ich Adjutant war. Höre, lieber Alter, bitte ihn in meinen Namen."

Der Feldwebel ging. Tellheim fühlte schon im voraus die Schrecken von dem, was er hören werde; denn er überzeugte sich immer mehr von der Wahrheit dessen, was er fürchtete. Der Hauptmann kam. Tellheim

bat ihn um Verzeihung. „Das haben Sie nicht nöthig, Herr Oberst," war des Hauptmanns Antwort. „Ich habe längst schon gewünscht, Sie zu sprechen, um Ihnen das Ende meines unvergeßlichen Freundes zu erzählen. Ich war gegenwärtig, als man Sie und Ihren Herrn Sohn fand. Vielleicht wären Sie mit ihm begraben, hätte nicht der Soldat Werner in Ihnen noch Leben gespürt. Ihre alten Freunde im Regiment ließen Sie hierher tragen." — „Und mein Sohn?" — „Schlummert auf dem Kirchhofe von Kesselsdorf, gerade auf dem Platze, auf dem die genommene feindliche Batterie stand. Wir wußten keinen schönern Platz für seine Leiche." — „Das ist auch wahr, Herr Oberst," fiel der Feldwebel ein. „Ein schöneres Begräbniß kann der Soldat nicht haben, als den Boden, den er mit seinem Blute erobert hat. In der Mauer der Kirche, gerade über dem Grabe Ihres Sohnes, stecken vier Kanonen-

kugeln, und die sind ehrenvoller, als ein marmorner Leichenstein."

Tellheim hörte diese Worte nicht. Seine ganze Seele war auf dem einzigen Augenblick gesammelt, in welchem er seinen Sohn sterbend gesehen hatte. Still lag er vor sich hin. — „Ach, Wilhelm!" seufzte er, und die Thränen fielen auf den Stumpf des Arms, der vor Kesselsdorf mit eingescharrt war. — In diesem Augenblick trat der Ober-Chirurgus dem Bette näher. Er hatte bei der Behandlung der übrigen Verwundeten bemerkt, daß der Feldwebel viel mit Tellheim gesprochen hatte. — „Unterofficier!" sagte er unwillig, „Er muß den Herrn in Ruhe lassen. Spreche Er nicht so viel. Ruhe ist dem Verwundeten das Nöthigste." — Er machte den Verband des Armes los. — „Wahrhaftig, der kalte Brand ist schon auf dem Wege. Das kommt von Seinem Geschwätze!" —

„Herr, ich bin Feldwebel!“ fuhr der Alte auf. — „Und mein Freund!“ fiel Tellheim ein. „Von ihm erfuhr ich erst den Sieg unserer Armee.“ — „Gehen Sie erst hin und lassen sich die Knochen entzwei schießen, ehe Sie einem alten Feldwebel, der dreißig Jahr des Königs Rock trug, so ankommen!“ — „Laß nur gut seyn, Alter!“ sagte Tellheim. „Die Herren wissen unser einen nicht zu nehmen!“ — Tellheims Wunde wurde verbunden. Kein Ach des Schmerzes entfuhr ihm, obgleich der Chirurgus mit Säge und Messer den Stumpf des Arms handhabte. — „Ach, mein Wilhelm! also unter der Bettung der eroberten Batterie liegt er?“ — „Sieht Er wohl, daß der Herr schon nicht mehr bei sich ist?“ fiel der Wundarzt ein. „Ich geb' ihm noch höchstens drei Tage, und dann ist's vorbei! Lasse Er ihn nur ruhig liegen; will Er aber was thun, so feuchte Er den Arm alle Viertelstunde mit diesem Decoct

an!" Der Wundarzt ging zu den andern Verwundeten. Tellheim hatte seine letzten Worte gehört. Der Gedanke an seinen wahrscheinlichen Tod trat stärker vor seine Seele. Freilich verlor er viel von seinem Schrecklichen, wenn Tellheim lebhaft an den Augenblick dachte, in welchem er seinen Wilhelm wieder sehen würde. Aber eben so stark und noch stärker traten Aurora und sein zweiter Sohn vor die Seele des Edeln. — „Lieber Feldwebel," sagte er, „ich glaube doch fast, daß ich Ordre kriege, dort oben einzukommen. Willst Du meiner Frau wohl Nachricht geben?" — „Das ist schon geschehen, Herr Oberst." — „Ach, das ist gut. Ich danke Dir. Sprechen möchte ich gern das gute Weib noch einmal. Auch den Fürst Leopold." — „Der ist hier gewesen. Hier, wo ich stehe, hat er gewiß eine halbe Stunde gestanden." — „Der Fürst Leopold?" — „Ja. Auch der Prinz, unser Chef." — „Hm,

und ich muß keinen davon gekannt haben! Höre, lieber Feldwebel, ich möchte den Feldprediger auch gern sprechen. Man bringt doch gern Alles mit seinem Gewissen in Ordnung, und wenn ich auch zehnmal weiß, daß ich keiner der Schlimmsten gewesen bin, so möchte ich doch gern mit Allem auf dem Reinen seyn, ehe ich vor dem lieben Gott heran treten muß." — „Ja, das meine ich auch, Herr Oberst; ob ich gleich weiß, daß jene Specialrevue dort oben recht gut für Sie ablaufen wird. Der Feldprediger ist nur eine Stunde weit von hier im Quartiere." — „Sorge, daß er kommt. Ich habe ihm so manches zu sagen. Aber jetzt laß mich ein wenig schlafen, wenn ich sonst dazu kommen kann. Der Arm schmerzt nicht, aber der ganze Körper."

Der Verwundete legte sich mit Hülfe seines treuen Feldwebels nieder, sein Schlum-

mer war unruhig. Er glaubte sich immer noch in dem Graben neben der Leiche seines Sohnes; in seiner Seele sah er seine Aurora, er zeigte ihr den blutigen Sohn. Er redete irre. — „Wie gesagt, noch höchstens drei Tage, und dann ist's vorbei!" sagte der Wundarzt, indem er die Wunde verband. „Sieht Er, lieber Feldwebel, da mag ich bohren und schneiden, und einen Splitter nach dem andern heraus nehmen, das hilft nichts. Der Brand ist unvermeidlich. Ich habe Ihm gestern verboten, dem Herrn Verwundeten Wein zu geben; gebe Er ihm, was er haben will. Es kann nichts, gar nichts mehr helfen." — „Nun, dann soll mein Oberster vor dem Thorschluß auch eben nicht mehr fasten. Man lebt ja nur einmal!" war die Antwort des Feldwebels, der von nun an, wenn dies sonst möglich war, mit verdoppelter Aufmerksamkeit seines Verwundeten pflegte. Tellheim konnte von seiner

Güte nichts mehr genießen. Er schlummerte fast immer.

Noch an diesem Tage kam der Feldprediger. Es war eine von den heiterern, ruhigern Stunden des Verwundeten, als der Feldprediger kam. Tellheim liebte ihn sehr. Gleich bei dem Eintreten erkannte er ihn. Sich selbst vergaß er, er dachte nur der Verwundeten seines Regiments, und freuete sich außerordentlich, da der Prediger sie fast Alle namentlich nannte, und dem Obersten versicherte, daß sie fast Alle ganz außer Gefahr wären. Da erst kam er auf sich. Was er in dieser ernsten Stunde seinem Freunde — und das war der Prediger — sagte, welchem fühlenden Herzen wäre dies nicht bekannt? „Ich mache Ihnen zur Pflicht, auf meinen Sohn zu achten," sagte er. „Er ist noch Kind, ich wollte ihn diese Ostern ins Regiment nehmen. Es hat nicht seyn sollen, und

ich will nicht murren." — Der Feldprediger verließ den Verwundeten, um das Lazareth zu besuchen. Tellheim bat ihn, morgen wieder zu kommen. — Seine Schwachheit nahm immer zu; der alte Feldwebel wurde immer überzeugter, daß der Oberste nur noch wenige Stunden zu leben habe. Er verdoppelte alle Aufmerksamkeit.

Es war in der Nacht, als der Alte auf dem Stuhle vor dem Bette des Obersten ein=, geschlummert war. Ihm dünkte im Schlafe, als höre er das Aechzen eines Sterbenden. Er schreckte auf, der Oberste röchelte nur noch. Der Feldwebel nahm das Licht vom Tische, leuchtete dem Verwundeten unter das Gesicht, als dieser mit einem dankenden Blick auf seinen alten Freund, noch einmal das Auge aufschlug, und es dann auf ewig schloß. Ruhe und Frieden, wie der Edle ihrer so werth war, lächelten auf seinem Gesicht. Der

alte Feldwebel stand da, seine Thränen flossen häufig. „Nun," sagte er mit gequetschter Stimme, „wenn Du oben nicht bestehst, so besteht Keiner! Im ganzen Regimente hat er's verdient, daß es ihm dort recht wohl geht!"

Tellheims Tod wurde besonders von seinem, in Pirna stehenden Regimente als ein Familienverlust betrachtet, der jeden Einzelnen traf. Der Prinz konnte den Bitten des Regiments, seinen Commandeur zu Grabe zu begleiten, nicht widerstehen. Gerade der Tag, an dem der Friede abgeschlossen wurde, war zum Beerdigungstage des Redlichen bestimmt. Mittags war das Regiment in Dresden angekommen. Unter mancher Thräne ging der feierliche, schöne, ernste Zug zum Thore hinaus, die Leiche des Edlen in seiner Mitte; der Prinz selbst führte den Zug. Da rollte ein Wagen in das Thor, in dessen Ge-

wölbe schon die ersten Begleiter Tellheims waren. Den Wagen hielt am Schlagbaum. „Was bedeutet der Zug?" fragte die in dem Wagen sitzende Dame. Niemand wußte ihr mehr zu sagen, als daß ein preußischer Officier begraben würde. — Jetzt waren die Ersten am Wagen. Aurora — denn dies war die Dame — kannte den Prinz, kannte die Uniform des Regiments; eine schreckliche, bange Ahnung ergriff sie. Sie sprang hinaus. „Wen begrabt Ihr?" fragte sie einen Unterofficier. — „Unsern braven Oberst von Tellheim!" — Mehr brauchte die Unglückliche nicht zu hören, als diese wenigen Worte, um mit einem lauten Schrei in die Arme dessen zu sinken, von dem sie die schreckliche Nachricht gehört hatte. Dieser Auftritt machte großes Aufsehen. Der Prinz sahe, wer die Ohnmächtige war. Er ließ sie in ein benachbartes Haus bringen, und empfahl sie der Fürsorge redlicher Menschen, die Alles

thaten, die Unglückliche ins Leben zurück zu bringen.

Aurorens Geschichte, die Theilnahme des Prinzen und selbst der Name ihres Gemahls, der in dem Kurfürstenthume viele Verwandte hatte, erregte allgemeines Aufsehn. Eine derer verwandten Familien nahm Aurora gleich zu sich. Der Schmerz der Gattin war außerordentlich, stieg da noch höher, als auch die Nachricht vom Tode ihres Sohnes dazu kam. Sie war untröstlich, war es um desto mehr, da der abgeschlossene Friede gerade ihr das nicht gewähren mußte, was er tausend andern so reichlich gewährte, die Freude des Wiedersehens. Sie beneidete den alten Feldwebel, der in den letzten Tagen des Entseelten treue Stütze gewesen war.

Ernster in seinem Schmerz war Carl, Tellheims jüngster Sohn, jetzt ein Knabe von

zwölf Jahren. In seinem Herzen glühete schon eben der Keim der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit, die seinen Vater so sehr ausgezeichnet hatte. Der Tod seines Vaters und seines trefflichen Bruders griff sein Herz tief an, aber bestärkte zugleich um so mehr den Entschluß, auf eben dem Wege, auf dem Vater und Bruder so ehrenvoll fielen, mit Muth fortzugehen. Vergebens waren die Bitten und Vorstellungen seiner Freunde, die väterlichen Güter anzunehmen, und froh und entfernt von Sorgen, einer Zukunft entgegen zu sehen, die ihm die glänzendste Seite zeigte. Selbst die Bitten seiner Mutter vermochten nichts. — „Vielleicht würde ich die ruhigere Bahn des Lebens gewählt haben," sagte er, „wenn mein Vater und mein Bruder noch lebten. Jetzt ist mein Plan gemacht. Sobald ich den Degen und die Schärpe auf meines Vaters Sarge sah, schwur ich es seiner Asche, in seine Fußstapfen zu treten, und

davon hält mich nichts ab. Auch ich kann und will für meinen König, für mein Vaterland streiten und fallen, wenn ich nicht siegen kann."

Festigkeit in jedem einmal gefaßten Entschluß war ein Hauptzug in dem Charakter der Tellheims; nicht nur Tellheim selbst hatte sich dadurch ausgezeichnet, sondern selbst Aurora; nur mit dem Unterschiede, daß Beide diesen Charakter auf eine etwas verschiedne Art äußerten. Wenn Tellheim selbst allen dem, was man ihm sagte, ein trocknes „Ich will's so!" entgegen setzte — den Einwand mochte übrigens machen, wer da wollte — so erklärte Aurora mit freundlichem Blick ihren Willen. Natürlich, daß dies ein Erbtheil der Söhne wurde. Was sie einmal für Pflicht, für Recht hielten, davon wichen sie nie ab. Aurora verlor daher auch kein Wort mehr, um Carl von der Laufbahn des Krie-

gers abzuhalten. Sie überließ dies den Verwandten ihres entseelten Gatten, ob sie gleich im voraus wußte, daß diese mit der Vorspiegelung aller Güter und Reichthümer nichts ausrichten würden. — „Ich müßte mich vor mir selbst schämen," sagte er, „wenn ich in dem Lande bleiben wollte, durch dessen Waffen mein Vater und mein Bruder fielen!" dies war Alles, was er auf jeden Antrag dieser Art antwortete.

Preußens Heer verließ schon in den ersten Monaten des Jahres 1746 die sächsischen Länder. Unter einem Strom von Thränen that auch dies Aurora von Tellheim mit ihrem Sohn. Sie schien die Unglücklichste zu seyn, und jedes vorbei marschierende Regiment, das sie auf ihrer Rückreise traf, verdoppelte ihren Schmerz und riß die Wunde des Herzens wieder auf, wenn sie kaum übergeharscht war. Der Fürst von Dessau und

seine Familie boten ihr Schutz und Wohnung bei sich an. Aurora schlug es aus. Die Stadt, in welcher sie glücklich mit Tellheim gelebt hatte, sollte es nun auch sehen, wie sie ihren Kummer, ihren Verlust ertrüge. Sie wußte es, daß sie allgemeine Achtung verdiente; sie genoß diese in eben dem Grade, wie ihr Tellheim sie genossen hatte. Eine Ursach mehr, warum sie so heldenmüthig ihren Verlust ertragen konnte.

Carl, ihr Sohn, war jetzt ihre einzige Freude. Der Geist seines Vaters ruhete ganz auf ihm, und wenn diese Ueberzeugung es ihr auf der einen Seite fast zur Gewißheit machte, daß Carl einst enden würde, wie sein Vater und sein Bruder geendet hatten; so hob sie auf der andern Seite die Vorstellung, Mutter eines solchen Sohnes zu seyn, zu sehr über jeden Gedanken an den wahrscheinlichen Verlust dieses einzigen Sohnes.

Carl wurde, auf den Rath des Prinzen Leopold, in das Cadetten-Corps gebracht. Er selbst hatte dies längstens gewünscht. Seines Vaters Name stand hier in größter Achtung. Die jungen Pflanzen für Friedrichs Heer sahen mit einer gewissen Ehrfurcht auf Carl; sein Ehrgefühl, durch diese allgemeine Achtung noch mehr aufgeregt, bildete seinen Heldenmuth immer noch mehr aus. Seinen Vorgesetzten konnte dies nicht entgehen. Der treffliche Oberst Oelsnitz, der der ganzen schönen Anstalt vorstand, rühmte gegen den Prinzen Leopold laut das Benehmen und den Eifer Carls.

Es war jetzt die Zeit nahe, in welcher Carl zu einem Regimente gegeben werden sollte. Als eine besondere Vergünstigung überließ man seiner Wahl die Waffe, in welcher er dienen wollte. Er wählte eins der bravsten Dragoner-Regimenter. „Ich lerne

in diesem Corps am besten, was der Reiter und der Infanterist wissen muß, und ich will beides ganz lernen!" führte er zum Bewegungsgrunde an. Der Dragoner mußte damals noch außer dem eigentlichen Cavalleriedienste alle Uebungen des Fußvolks erlernen; denn der Fall war nicht selten, daß er absitzen und mit Gewehr und Bajonnett sich an die Infanterie schließen mußte. Der Dragoner-Officier mußte also nicht nur ein gewandter Reiter, sondern auch ein tüchtiger Infanterist seyn. Für einen lernbegierigen Officier war daher diese Waffe die passendste.

Carl ging zu dem Regimente ab. Voll des brennendsten Eifers trat er seinen Dienst an; aber er fand die oft schon gemachte Bemerkung gegründet, daß Vieles in der Wirklichkeit anders ist, als die Ferne es zeigt. Das Vorbild seines Vaters vor Augen habend, und jeden Officier nach diesem beurtheilend,

konnte es nicht anders seyn, als daß nur Wenige diese Vergleichung aushalten konnten. Das Regiment lag in mehreren kleinen Oertern vertheilt; schon dieser, freilich nicht abzuändernde Umstand, verhinderte das Entstehen und Keimen jenes Gemeingeistes, der sich nur vervollkommnen will. Der eigentliche Dienst beschäftigte zu wenig, und außer der Uebungszeit fast gar nicht; die drei oder vier Officiere einer solchen Garnison wußten nicht, womit sie die Zeit hinbringen sollten. Ihr ganzes Leben drehete sich in dem Zirkel des Kartenspieles, der Jagd und des Besuchs benachbarter Beamten. Was diesem unwürdigen Leben noch die Krone aufsetzte, war der Mangel an allem dem, was man wissenschaftliche Bildung nennt, ein Mangel, in dem der Capitain sich besonders auszeichnete, und in dem also auch die Subalternen nicht zurück blieben. Das einzige, was an diesem Corps zu loben war, war eine unerschütter-

liche Liebe zu König und Vaterland, ein unbesiegbarer Muth, der sich freilich jetzt im Frieden sehr oft auf eine unrechte Art äußerte.

Wie verschieden war dies alles von dem Regimente, dem Carls Vater vorgestanden hatte! Wie wünschte Carl die schönen unterrichtenden Stunden herbei, in denen er als Knabe Schlaf und Essen vergaß, wenn er seinen Vater im Kreise wißbegieriger jüngerer Officiere, oder ihre Erfahrungen mittheilender Freunde sitzen sah; wie er da mit gespannter Aufmerksamkeit hörte, und seinem weichen Herzen alle die schönen Grundsätze jener Edeln früh einzuprägen suchte. Diese schönen Abende waren nicht mehr. Jetzt — wenn, was er nicht vermeiden durfte, er im Kreise der Offitiere sich einfand — hörte er nichts, als die Erzählung von gewonnenen oder verlornen Spielen, von Jagdfreuden,

von Tafelvergnügungen, oder die Beschreibung von Pferden. Ein Glück war es immer noch, daß ein gewisser Geist der Rechtlichkeit, der Sittlichkeit unter der, freilich etwas rohen Jugend vorherrschte. Ausschweifungen der Wollust waren fremd; keiner erlaubte sich Betrügereien im Spiel; keiner dachte an Verführung der Unschuld, oder brachte Mißhelligkeiten in Ehen hervor, und so war es denn nicht unmöglich, daß Carl von Tellheim selbst in diesem ungebildetern Kreise seinen frühern Grundsätzen treu bleiben konnte. Die Briefe, die er seiner Mutter schrieb, enthielten freilich hiervon nichts, aber desto mehr heiße Wünsche nach den schönen, frühern Zeiten. Licht genug für eine kluge Mutter, auf das Ganze zu schließen; Gründe genug für ihr Herz, dem frommen Sohn Fleiß und jenen frommen Sinn, durch den sein Vater sich ausgezeichnet hatte, zu empfehlen. Selbst Prinz Leopold hielt es

für Pflicht, das Andenken seines werthen Obersten dankbar dadurch zu ehren, daß er nicht nur dem eben so edeln Sohn schrieb, sondern sich auch fleißig nach ihm erkundigte. Dies war denn freilich ein Hauptgrund mit, daß die Officiere unsern Fähnrich mit einer gewissen Achtung und Liebe behandelten, der er sich aber auch durch sein Benehmen ganz werth machte. Sie verziehen es ihm nicht nur, daß er die Gesellschaften gebildeter Bürgerlicher dem wilden Kreise seiner Camerаden vorzog; sondern sie wünschten sich oft sogar seine Kenntnisse, seinen stillen, bescheidenen Charakter, wenn sie, was nicht selten geschah, sich durch Unwissenheit lächerlich gemacht hatten, oder durch ihren vorlauten, stolzen Muth sich in Händel und Raufereien verwickelt sahen, die gewöhnlich mit schimpflichem Arrest, oder mit entehrenden Verweisen endigten. Carls feste, unerschütterliche Grundsätze, sein Diensteifer, seine Bescheidenheit,

seine Bereitwilligkeit, jedem seiner Cameraden die treueste Freundschaft zu zeigen, so wie sein kalter, ruhiger, besonnener Muth hatten ihn bisher gegen jeden Streit mit seinen Cameraden gesichert. Er war, ohne es ängstlich zu suchen, der Liebling des Corps, und nur unrecht geleiteter Stolz, aber nicht das Herz, nicht die Ueberzeugung, hinderte manchen seiner Cameraden, dies zu äußern.

Im Kreise der gebildetern Bürgerlichen fand sich Tellheim am glücklichsten. Ernstere Wissenschaften waren außer dem Dienste seine Beschäftigung; Musik seine Erholung. So hätte er der Freund aller seiner Umgebungen werden müssen, und er war es von Allen, nur nicht von seinem Escadron-Chef, einem Unwissenden, bloß auf seinen Adel und Reichthum sich stützenden Vorgesetzten. Tellheim hatte in den meisten bürgerlichen Häusern der Gegend Zutritt als Freund. Nicht um

dieser Freundschaft willen beneideten der Capitain und der erste Lieutenant Tellheimen, sondern um der Töchter dieser Familien willen. Beide konnten nicht begreifen, wie ein Offizier ohne Liebeshändel, oder noch niedrigere Absichten zu haben, den Umgang eines Hauses ohne Ahnen suchen könne. Sie fühlten, daß sie keine andern Absichten, als diese entwürdigen haben würden, und traueten sie also auch dem Manne zu, der den Rock trug, den sie trugen.

So sanft und bescheiden Tellheim war, so wenig war er doch der Mann, der in dem Punkte der Ehre mit sich spielen ließ; einige kleine Vorfälle, in denen er sich kalt, aber äußerst entschlossen genommen hatte, hatten ihm ein gewisses Uebergewicht gegeben; dazu kam noch eine gewisse Gegenwart des Geistes, mit der er sehr oft durch treffenden Witz denen, die darauf ausgingen, ihm etwas

Beleidigendes zu sagen, allen Muth, noch ein Wort zu sprechen, nahm. Freilich war es der Fall sehr oft, daß sie diesen Witz nicht verstanden, und erst dadurch, daß Andere lachten, es merkten, daß sie getroffen waren; oft sogar mußten sie erst fragen, und natürlich verloren sie dabei immer mehr. Größtentheils schwiegen sie dann beschämt und verlegen, wenn sich Tellheim mit lachendem Munde erbot, ihnen auf jede Art, in Hinsicht der weitern Erklärung, zu Dienste zu stehen. Uebrigens nahm sich Tellheim in seinen Dienstgeschäften so, daß auch der hämische Laurer kein Dienstversehen entdecken konnte. Die Escadron, die er mit Güte und Ehrgefühl behandelte, liebte ihn, und ein Wort, ein Blick von ihm wirkte mehr, als die entehrendsten Schimpfwörter des Capitains, als alle Prügel und Strafen.

Tellheim hatte, sobald er Lieutenant ge-

worden war, sich von seines Vaters Regiment den jüngsten Sohn jenes alten Unterofficiers Werner erbitten. Diese Familie hing mit unerschütterlicher Treue an dem Tellheimschen Hause. Der ältere Bruder war Soldat im Regimente des Fürsten. Er hatte in dem unglücklichen Angriff bei Kesselsdorf kaum gesehen, daß die Regimenter Leopold, Leps und Bonin weichen mußten, als er schon auf den Kampfplatz zurück eilte, um über das Schicksal des Obersten Auskunft zu haben. Er fand ihn entseelt neben der Leiche seines Sohnes; mit Mühe brachte er ihn ins Leben zurück, mit noch größerer Mühe nach Dresden. Sein jüngerer Bruder, Paul Werner, nur wenige Jahre älter, als Carl, war jetzt Dragoner und Bedienter Tellheims. Auch er zeichnete sich durch eben die Ordnungsliebe aus, die seinem Herrn so eigen war. Er war mehr der Vertraute, als der Diener, ohne auch nur im mindesten dieser

Vorzug zu mißbrauchen. Hier war es, wo der Capitain zum erstenmale es wagte, offen gegen Tellheim aufzutreten; indem er von diesem verlangte, daß er ihm seinen Bedienten überlassen sollte. Ein Anmuthen, das Tellheim geradezu abschlug. Der Capitain verlangte die Erfüllung seines Anliegens als ein Recht, und Tellheim bewies ihm ganz kalt, daß sich das Recht des Escadrons-Chefs so weit nicht erstrecke. Der Capitain wurde immer hitziger, immer wüthender, je kälter und ruhiger Tellheim ihn von dem Ungrunde seiner Behauptung überführte. Gründe konnte der Capitain nicht verstärken; er mußte daher bloß die Stimme verstärken, und dies ging so weit, daß Tellheim dem aufgebrachten Capitain es ernstlich zur Pflicht machen mußte, sich nicht ganz zu vergessen, und zu bedenken, daß draußen auf dem Flur die Unterofficiere ständen, die dergleichen nicht hören dürften. Möglich, daß der aufgebrachte Ca-

pitain blos berücksichtigt haben würde; allein zum Unglück mußte jetzt dessen Gemahlin ins Zimmer treten. Tellheim hatte, so lange er Officier war, äusserst wenig aus dieser Dame gemacht, deren Stolz und Unwissenheit gleichen Gang gingen. Sie konnte es dem gebildeten und in allgemeiner Achtung stehenden Tellheim nicht verzeihen, daß der bürgerliche Kreis ihm mehr war, als der Umgang mit dem Adel; sie hätte schon längst gern eine Gelegenheit gesucht, Tellheim auf eine empfindliche Art ihren Unwillen merken zu lassen, wäre nur der Mann nicht gleich mit einer satyrischen Antwort bei der Hand gewesen, durch die gewöhnlich dem Feinde gleich die Flanke abgewonnen war. Heute schien sie das so lange Aufgeschobene dadurch erfüllen zu wollen, daß sie auf eine nicht sehr feine Art des Verhältnisses erwähnte, in welchem ihr Mann zu dem Seconde-Lieutenant stand, und dabei überdies noch anführte,

daß ihre Schwester eine Generalin sey. Vorzüge, die bei Tellheims Denkungsart nicht in Anschlag kommen konnten; die aber der Capitain, als Hülfstruppen, sehr gern annahm. Seine Hitze — vielleicht war sie auch nur Verstellung, um seiner Frau zu zeigen, daß es ihm nicht an entschlossenem Muthe fehle — seine Hitze ging so weit, daß er alle nur mögliche Regeln des Anstandes aus den Augen setzte. Tellheim blieb immer gelassen; selbst der Frau des Hauptmanns setzte er ganz gelassen und mit fester Bescheidenheit die Gründe aus einander, warum er hier nicht nachgeben werde. Er reizte durch diese Ruhe, mit der er sprach, die Empfindlichkeit dieser ungebildeten Frau so sehr, daß sie in voller Wuth Thränen vergoß, und fast noch heftiger wurde, als der Capitain selbst.

„Wir vergessen in der Thür über unsere Unterhaltung die Wachparade," sagte Tellheim

ganz ruhig!" „Die Dragoner stehen schon seit einer halben Stunde auf dem Hofe." — Ruhig zog er die Uhr und zeigte sie dem Capitain. — „Gut!" rief dieser, „lassen Sie antreten. Und ich befehle Ihnen, nach der Parole gleich zu mir zu kommen. Unsere Sache soll ausgemacht werden!" — „Sie vergessen, daß Sie kein Recht haben, mir dies zu befehlen. Es ist nicht Sache des Dienstes. Der Officier spricht mit dem Officier, und als solcher erkläre ich Ihnen, daß ich nach der Parole in meiner Wohnung zu finden bin."

Mit diesen Worten trat Tellheim aus der Stube, und ließ die zur Wache commandirten Dragoner so ruhig, so heiter antreten, als sey nicht das Mindeste vorgefallen. Der Capitain wollte sich erst sammeln. War ihm dies schon schwer bei seiner eigenen Stimmung und bei dem beschämenden Ge-

fühl, sich so viele Blößen gegeben zu haben, wie unmöglich mußte es ihm werden, da seine Frau, aufs empfindlichste gereizt, unter einem Strom von Thränen ihn beschwor, Alles anzuwenden, den verhaßten Tellheim zu züchtigen, und ihn, wo nur irgend möglich, unter ein Garnison-Regiment zu stecken. Kochend in seinem Innern, trat er nun heraus. Ganz dem Dienst gemäß, führte Tellheim ihm die Parade vor. Aber die armen Dragoner mußten entgelten, was er fühlte; ihr Rücken war der Ableiter des Zorns. Nichts war heute recht. Tausend, sonst ganz übersehbare Kleinigkeiten wurden aufgesucht, und wie die auffallendsten Dienstverbrechen, mit tyrannischer Härte bestraft. Voll des edelsten Unwillens wandte sich der gefühlvolle Tellheim ab; es war ihm unmöglich, die harte, empörende Behandlung der braven Leute anzusehen. Er sagte nicht ein Wort; denn es war Sache des Dienstes; und so

schwer ihm auch dies Schweigen wurde, so sehr auch der aufgebrachte, seiner selbst nicht mehr mächtige Capitain dem Lieutenant Tellheim die härtesten, unverdienten Vorwürfe machte, so sehr überwand er sich selbst. Sein Dienst galt ihm mehr, als die Stimme des eigenen Herzens. Er gab das schönste Beispiel des unbedingten Gehorsams, und gewann dadurch um so mehr in den Augen der Soldaten, weil er ihnen diese Pflicht des unbedingten Gehorsams bei jeder Gelegenheit ans Herz legte.

Die Prüfungsstunde, gewiß eine der ernstesten, die man nur haben konnte, war vorüber. Tellheim, sein Benehmen überdenkend, saß auf seinem Zimmer, zufrieden mit dem Siege, den er über sein eigenes, sonst so reizbares Herz gewonnen hatte, als Paul, der Bediente, in's Zimmer trat, und den Besuch des Capitains und des Lieutenants

anmeldete. Tellheim hatte so viel Gefühl für das Schickliche seines Standes, daß er es sich nie verziehen haben würde, hätte ihn Jemand, besonders ein anderer Officier, ohne Uniform gesehen. Er warf diese jetzt auch gleich über, und so erwartete er die Beiden. Der Capitain wiederholte seinen Antrag wegen Paul Werner. Tellheim schlug ihn ab. Der Capitain, bei dem es schon kochte, sprach vom Befehl, und rief den, draußen auf dem Saale beschäftigten Bedienten. „Den Ersten künftigen Monats ziehst Du zu mir!" sagte er. Werner hörte diese Worte ruhig an. Er wollte jetzt sich entfernen. — „Halt!" rief Tellheim, „hier bleib. Du hast gehört, was der Herr Hauptmann sagte, jetzt sollst Du hören, was ich sage. Du bleibst bei mir! und nun gehe hinaus; denn bei dem, was nun kommen muß, bist Du sehr überflüssig." Werner ging. Tellheim wandte sich entschlossen an den Hauptmann: „Sie werden einse-

hen, daß ich nicht anders handeln kann. Meine eigene Ehre macht mir dies zur Pflicht!“

Diese ruhigen, festen Worte brachten den Capitain noch mehr auf. Möglich, daß sich Tellheim auch etwas vergaß; genug, der Streit sollte noch diesen Tag durch einen Zweikampf ausgemacht werden, und der Capitain wußte es dahin zu leiten, daß Tellheim als der Ausforderer erscheinen mußte. Beide gingen nach einem, bei dem Städtchen liegenden Garten. Gleich im ersten Gange schlug Tellheim des Capitains Degen aus der Hand. Daß der edle Jüngling von dieser Blöße seines Gegners nicht den mindesten Gebrauch machte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Ruhig sagte er dem Capitain, daß er seinen Degen wieder holen solle. Wüthend und alle Regeln der Selbstvertheidigung aus den Augen setzend, drang der Capitain

immer heftiger auf Tellheim ein. Seine Hiebe und Stöße zielten immer mehr nach dem Leben, und jeder andere, weniger mit Besonnenheit sich Vertheidigende würde ein Opfer dieser Wuth geworden seyn. Mit sanftem Ernst bat Tellheim den Capitain, ruhiger zu bleiben, und durch seine, auf nichts Rücksicht nehmende Hitze ihn nicht in die Verlegenheit zu setzen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ein pöbelhaftes Schimpfwort war die Antwort. Möglich, daß Tellheim vielleicht bei einer andern Gelegenheit dies großmüthig überhört haben würde; heute war er zu gereizt, und in eben dem Augenblick, da der Capitain dies Wort sagte, sank dieser mit gespaltenem Gesicht zurück. „Ich konnte nicht anders handeln!“ sagte Tellheim, indem er den Degen einsteckte, „die Folgen mögen seyn, welche sie wollen.“

Nicht ganz zufrieden mit sich — denn

er verzieh sich nicht einmal den Fehler, daß er sich von seiner Hitze hatte auf einen Augenblick hinreißen lassen, — ging er zu Haus, ohne sich weiter um den Capitain zu bekümmern. Vielleicht war es ein bloßer Zufall, vielleicht das Werk der Gemahlin des Capitains, daß gerade heute der General, der Schwager der Capitainin, durch dies Städtchen kam. Er fand den Capitain mit verbundenem Gesicht. Die Veranlassung blieb ihm nicht lange unbekannt, und Tellheims Schicksal war fast so entschieden, als einst das Loos Zietens bei einer ähnlichen Veranlassung. Er würde bei dem geschärften Zweikampfsverbote, als Ausforderer, mit Festungsarrest und Cassation bestraft seyn; selbst das Ansehen seines Vaters und des Prinzen, des Fürsten Leopold, würde ihn nicht gerettet haben; wäre nicht eine wichtigere Begebenheit auf den Schauplatz getreten; eine Begebenheit, über der man gern den Zweikampf

zweien Officiere vergessen hätte. Es verdient kaum angemerkt zu werden, daß dieser Zweikampf in der ersten Stunde schon in der ganzen Garnison bekannt war. Einige Zuschauer waren unvermerkt Zeugen gewesen, mehrere hatten den verwundeten Capitain aus dem Wagen steigen gesehen. Daß Tellheim in der Meinung Aller nicht verlor, daß Jeder ihn um so mehr schätzte, je mehr seine Bravheit aufgefallen war, ist natürlich.

Sobald der General angekommen war, ging Tellheim zu ihm. Er traf dort den ersten Lieutenant. Mit verlegenem Blick sah ihn die Gemahlin des Capitains an, der durch seine Verwundung gehindert wurde, sich zu zeigen. Der General sah den Lieutenant Tellheim mit einem ernsten Blick an, aber selbst durch diesen Blick schimmerte eine gewisse aufmerksame Achtung, die er dem Jüngling nicht versagen konnte. Weniger

sprach er mit dem ersten Lieutenant, einem Manne von äusserst beschränkten Einsichten. Der General sah die Escadron durch, dann rief er Tellheim zu sich, um mit ihm auf seinem Zimmer allein zu sprechen. Der General war ein edler, braver Mann von festen Grundsätzen. Er hatte in den zehn Jahren, die Tellheim im Regimente stand, diesen genau kennen gelernt; er schätzte ihn und würde dies mehr noch öffentlich gezeigt haben, hätte er nicht die kleine Schwachheit gehabt, das Familienverhältniß mit dem Capitain zu hoch anzurechnen.

„Ich bringe Ihnen," sagte er zu Tellheim, „zwei angenehme Nachrichten. Die erste ist an und für sich schon angenehm; daß es die zweite ist, sehe ich nicht ganz gern." — Tellheim bat um nähere Erklärung. — „Sie sind Premierlieutenant geworden. Als solcher müssen Sie diese Garnison verlassen;

Sie werden dies gern thun, weil so wenig mein Schwager, als der Lieutenant ganz für Sie passen. Ich sehe dies Mißverhältniß ungern, denn ich weiß, was Sie für die Escadron thun. Und nun noch eins. Sie haben ein Duell mit meinem Schwager gehabt. Seine Frau hat mir Alles erzählt; aber dieser Rapport scheint mir doch nicht so ganz richtig. Ich erwarte daher von Ihnen zu hören, wie die Sache war."

Nicht ohne Beschämung enthüllte Tellheim Alles, aber ohne in den Fehler zu verfallen, nur immer die gehässige Seite des Gegners hervorzuheben. Er verschwieg manches, dessen Entdeckung auf des Capitains Charakter ein nachtheiliges Licht werfen konnte. Der General bemerkte dies. Mit sanfter Aufmerksamkeit hörte er Alles an. Er war, wie ein Vater, der das Geständniß eines fehlenden Sohnes anhört. Ernstlich verwies er

Tellheim, was er als Officier verweisen mußte; dann setzte er hinzu: „Ich würde Ihnen, wie meinem Schwager Arrest zudictiren müssen, wenn nicht jetzt wichtigere Angelegenheiten in's Spiel kämen. Wir werden in wenig Wochen zu Felde gehen." — Tellheims Aufmerksamkeit nahm zu. Sein Herz schlug lauter bei dem Gedanken an Krieg. „Ein harter Krieg steht uns bevor; denn Alles hat sich wider uns verbunden," fuhr der General fort. „Der König hat nichts, als seine brave Armee; aber ich hoffe, sie wird sich zeigen."

Tellheim erfuhr nun die ganze Veranlassung zu dem dritten schlesischen Kriege, der fast sieben Jahre Deutschland in eine Wüste verwandelte und Friedrichs Heldenmuth und seines Heeres Tapferkeit im schönsten Glanze zeigte. Es ist wahrscheinlich, daß Tellheim sich sehr darüber freuete, seine Verlegenheit wegen der Folgen des Zweikampfs gehoben

zu sehen; der General hatte ihn dies versichert, aber noch ungleich mehr Freude machte ihm die Aussicht zum Kriege. Sein Vater und sein Bruder waren als Opfer desselben mit Ehren gefallen; er konnte jetzt dem schönen Wege ihres Berufs folgen; er konnte ihren Tod jetzt blutig rächen; er konnte, wie sie gethan hatten, als Held enden. — Aussichten, wie diese, mußten auf das Herz eines, für seinen hohen Beruf schwärmerisch eingenommenen Jünglings zu sehr wirken. Schon in wenig Tagen verließ er die bisherige Garnison. Seine Escadron verlor ihn äußerst ungern. Sie versprachen ihm, das Leben willig für ihn zu opfern, wenn die Gelegenheit dazu sich anbieten würde.

Tellheim fand in seinem neuen Verhältniß viel, was er seit Jahren hatte entbehren müssen. Die Stadt, in der der Stab lag, war größer, der Umgang gebildeter, das

Officiercorps zeichnete sich durch edlere Wiß-
begierde aus, und jeder Einzelne war beliebt,
ohne seinem Stande etwas dadurch zu ver-
geben, wenn er mit Güte die behandelte, die
entweder tief unter ihm, oder in einem ganz
andern Verhältniß standen. Tellheim wurde
bald eben so der Liebling.

Nur einen Monat stand er hier, als
im Jahr 1756 auch sein Regiment mit nach
Sachsen rücken mußte. Daß Tellheim gern
diesen Weg machte, war natürlich, war es
um so mehr, da dies Regiment in den vori-
gen Kriegen sich so außerordentlich ausgezeich-
net hatte. Der größeste Theil bestand aus
Männern, die bei Hohen-Friedberg, Sorr
und Kesselsdorf mit wahrem Heldenmuthe
gekämpft hatten. Der Blick auf diese, durch
ihren Arm errungenen Siege hatten ein, alle
Schwierigkeiten verachtendes Ehrgefühl in ihr
Herz gegossen. Mit gespannter Aufmerksam-

keit hörten die Jüngern auf die Orakelsprüche der Gedientern; und fest prägte sich ihnen der Entschluß ein, eben so zu siegen. Tellheim, der eben so dachte, sah sich hier auf seinem rechten Platze. Er brannte vor Begierde, dies Regiment in der Schlacht zu sehen, in der es seine, während des Friedens erlernten Reiterkünste zeigen würde.

Preussens Heer rückte, noch in diesem Monat ins Feld. Tellheims Regiment war in der dritten Abtheilung der Armee, die unter dem Befehl des Prinzen von Bevern durch die Lausitz ging, und bei Elstermerda einen großen Theil der schlesischen Reiterei an sich zog. Die Preussen rückten in die von den Sachsen verlassene Hauptstadt an. Tellheims Geist war auf's höchste gespannt, da er auf dem Wege von Meissen nach Dresden über das Schlachtfeld von Kesselsdorf ritt; da er hier einige Officiere eines Regiments traf.

das hier sehr gelitten hatte; da er die Stelle sah, auf der sein Bruder starb. Mehr noch griff es ihn an, da er in Dresden den Grabhügel seines Vaters und das Zimmer sah, in dem er gestorben war. Sein Haß gegen die Feinde wurde durch die Empfindungen vermehrt, die jetzt so stark auf ihn wirkten. So sanft und menschenfreundlich er sonst wär, so sehr glühete er jetzt vor Begierde, seinen Vater erst rächen zu können. Vielleicht ein kleiner Flecken in dem Gemälde seines edlen Herzens.

Sachsens Heer hatte sich bei Pirna in einem verschanzten Lager festgesetzt, und waren hier von den Preußen eingeschlossen. Der Augenblick war nahe, in welchem diese ausgehungerte Schaar sich als Kriegsgefangene ergeben mußten, als ein Hülfsheer der Oesterreicher den Eingeschlossenen zur Rettung sich an der nördlichen Seite Böhmens zusam-

men zog. Friedrich ließ den größesten Theil seines Heeres zur Beobachtung der Sachsen stehen; er selbst ging mit einem kleinern Theile über die Sachsen und Böhmen begrenzenden Gebirge den anrückenden Feinden entgegen. Unter den Regimentern, die er mitnahm, war auch das Dragoner-Regiment, in welchem Tellheim diente.

In der letzten Nacht des Septembers rückte die Armee des Königs in vier Treffen über Welmina dem Feinde entgegen. Unter freiem Himmel erwarteten die Preußen voll Muth den folgenden Tag, und mit ihm die Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen. Zwei sehr wichtige Anhöhen, der Homolka und der Radostitzerberg, waren von den Feinden unbesetzt geblieben, und noch, ehe der Morgen dämmerte, hatten die Preußen diese Anhöhen eingenommen, und durch die Majors Müller und Meerkatz zwei Batterien schweres Ge-

schütz auf einem Punkt errichtet, von dem sie die ganze, tief liegendere Gegend bestreichen konnten. Nur bloß der auf ihrem linken Flügel liegende Luboschberg war mit leichter, feindlicher Infanterie besetzt. Mit Begierde erwarteten die Preußen den Tag. Kaum zeigte er sich, als sie zum Angriffe vorrückten. Die auf dem letzten Berge stehenden Feinde feuerten gleich auf die, auf dem linken Flügel stehenden Preußen; allein die Grenadier-Bataillons drangen ein und warfen diese leichten Truppen nicht nur von dem Berge herab, sondern trieben sie durch ein Dorf bis an die Elbe.

Links an dem, mit Artillerie besetzten Homolka stellte sich die Armee auf. Eine schöne Aussicht öffnete sich hier. In einer nicht zu großen Ferne lagen die Gebirge; unter ihnen floß die Elbe, neben dem etwas entferntern Leutmeriz hin. Näher lag Lowo-

sitz, und rechts von diesem Dorfe stund das feindliche Heer in Schlachtordnung. In dem Augenblick, da man dies feindliche Heer genauer übersehen wollte, zog sich eine Nebelwolke aus dem Gebirge über die Elbe herab, und verbreitete sich über das Feld, auf welchem Oesterreichs Heer stand. Man konnte von der Stellung der Feinde nichts sehen. Erst gegen Mittag zerrissen die Nebel, und durch die hellen Zwischenräume kamen jetzt einzelne Trupps der feindlichen Reiterei zum Vorschein. Dieser Anblick und der Umstand, daß jene in die Elbe gesprengten leichten ungarischen Truppen ohne alle Unterstützung geblieben waren, machten dem Könige die Ansicht wahrscheinlich, daß die feindliche Armee sich zurück ziehe, und daß es die Preußen bloß mit dem Nachtrab zu thun haben würden. Ein rascher Entschluß schien jetzt der bessere zu seyn, und dieser konnte durch Fußvolk nicht ausgeführt werden. Die hinter der

Infanterie stehenden Reiter-Regimenter muß-
ten sich durch die Bataillons der Regimenter
Manteufel, Blankensee und Hülsen ziehen;
eine schöne Ebene breitete sich vor ihnen aus,
wie der Platz einer Musterung. Nach des
Königs Befehl sollten zwei Cavallerie-Regi-
menter jene, in der Ebene stehenden österrei-
chischen Reiter werfen. Allein, durch eine
unrecht angebrachte Ordre — leider in den
Schlachtgeschichten ein zu gewöhnlicher Feh-
ler! — stürzte das ganze Cavallerietreffen
auf das erste Signal vor. Fast tausend
Schritte war der Boden gleich, dann aber
kamen einige Graben, ein Bach und eine
sumpfige Wiese. Dies alles aber hinderte
diese entschlossene Reiterschaar nicht, mit
allem Ungestüm vorzudringen. Das Regi-
ment, in welchem Tellheim die linke Flügel-
Escadron commandirte, jagte hinter dem
Leibregiment Cuirassiere her, schwenkte sich
dann links und stieß nun auf die feindlichen

Cuirassier von Cordova und auf die Dragoner Erzherzog Joseph. Beide Regimenter wurden im ersten Anfall geworfen, und schon wollte die brave preußische Reiterei auf das im Anschlage liegende feindliche Fußvolk stürzen, als sich links, aus einer bei Lowositz liegenden Batterie, und rechts, aus einem, vor dem Dorfe Sulowitz stehenden Retrenchement, ein schreckliches Flankenfeuer erhob. Fürchterlich schlugen die Kugeln in die Reihen der Reiter. Roß und Mann, besonders von den beiden Flügel-Regimentern, stürzten über einander, und während sich diese Reiterei wieder schloß, wurde sie von den feindlichen Carabiniers, den Grenadieren zu Pferde, und mehreren andern frischen Regimentern angegriffen. Schrecklich war diese erste Prüfung der preußischen Reiterei. Beschossen auf beiden Flanken, und angegriffen von Reiterei, deren Zahl in dem Nebel und in dem Pulverdampf ein undurchdringliches

Geheimniß blieb, hätte sie zurückweichen müssen. Allein, ehe noch der Befehl dazu gegeben und bekannt gemacht werden konnte, versammelten sich die Entschlossenen noch einmal, und stürzten nun mit verdoppelter Wuth auf alles, was ihnen vor kam. Sie hatten jene Batterien schon weit hinter sich, als der Andrang der Oesterreicher zu stark wurde, als den Preußen nichts übrigblieb, als ein schleuniger Rückzug, den sie unter beständigen Angriffen der Feinde, unter fortwährendem Feuer jener Batterien unternehmen mußten. Sie zogen sich, geworfen, aber wahrlich nicht mit Schande geworfen, hinter die Infanterie, die nun ihrer Seits vorrückte, die Reiterei rächte, und den ersten Sieg dieses Krieges blutig, aber tapfer errang. Oesterreichs Heer floh an der Elbe hinauf, tiefer nach Böhmen.

Tellheim hatte in diesem Treffen einen der wichtigsten Posten. Sein Regiment stand

auf dem linken Flügel die angreifenden Reiterei, und er führte die linke Flügel-Escadron, die also zunächst am Feinde stand und auf deren Richtung und Benehmen Alles sah. Tellheim fühlte das Wichtige seines Postens um so mehr, da selbst der General Oertzen, der nachher erschossen wurde, ihn bei dem Aufmarsch zutrauungsvoll auf das Große seines Postens aufmerksam gemacht hatte. Tellheim war diesem braven General als tüchtiger Officier bekannt, und es mußte seinen Muth um ein Großes erhöhen, als der General ihm beim Vorrücken sagte: „Ihnen habe ich nicht nöthig, Verhaltungsbefehle zu geben. Ich freue mich, gerade Sie auf diesem Posten zu wissen!“

Der Angriff würde mit der Raschheit unternommen, durch die die preußische Reiterei von je her sich auszeichnete. Die leichtern Dragoner, die im zweiten Treffen stan-

den, kamen den schwereren Cuirassieren bald zu nahe. Sie zogen sich deshalb links, um mit diesen eine Linie zu bilden, deren Anfall um so schrecklicher seyn mußte, je weiter der Platz war, den sie ausfüllte. Neben der Tellheimischen Escadron stand die, in der er früher gedient hatte. Die Dragoner sahen mehr auf ihn, als auf ihren Capitain, mit dem Tellheim in der ersten Garnison in keinem guten Verhältniß stand. Die feindlichen Dragoner Joseph, auf die Tellheims Regiment stieß, waren die ersten. Die etwas schräge Stellung der Feinde war Ursach, daß Tellheims Escadron zuerst an diese feindlichen Dragoner gerieth, die die Absicht zu haben schienen, der angreifenden preußischen Reiterei in die linke Flanke zu fallen. Tellheim merkte diesen Plan. Er ließ seine Escadron eine eben so schräge Stellung nehmen, und ritt nun zu dem Capitain, um diesem eine gleiche Stellung wichtig zu machen. Mög=

lich, daß dieser den Nutzen dieser Veränderung nicht einsah; möglich, daß es für seinen Stolz eine zu harte Versuchung war, dem Rathe eines Lieutenants zu folgen; möglich, daß der alte Groll hier die Stimme der Ueberzeugung unterdrückte; genug, Tellheim war kaum vor seiner Escadron angekommen, als er schon Befehl zum Einhauen gab und selbst den feindlichen Anführer vom Pferde hieb. Seine Dragoner saßen in der ersten Minute schon mitten unter den Feinden — was ihr Schwerdt traf, das fiel — als Tellheim erst jetzt bemerkte, daß jene Escadron, auf deren Mitwirkung er so sehr gerechnet hatte, mit den übrigen weiter rechts geritten war. Tellheim sah bald, daß nun Alles auf ihn und seine Leute ankam. Er verlor nicht einen Augenblick die kältere Ueberlegung. Fest gab er den Befehl, sich zu sammeln. Es geschah. Dann machte er einen starken Angriff, wodurch er den Fein-

den in eben dieser Absicht zuvor kam — er warf sie zurück — und gewann durch diesen Kunstgriff einen großen Vorsprung. Allein die Feinde folgten. Vielleicht würde Tellheim mit seiner braven Schaar hier gefallen seyn, hätte nicht in eben diesem so äußerst bedenklichen Augenblick sich eine Escadron des Leibregiments angeschlossen, mit deren Hülfe der Feind geworfen und bis hinter den rechten Flügel seiner Infanterie gejagt wurde. Beide Escadrons folgten nun der Siegesbahn der weiter rechts jagenden Reiterei. Tellheim wollte den Capitain zur Rede stellen, und vielleicht hätte dies bei seinem Gefühl, wie unwürdig der Capitain gehandelt hatte, einen unangenehmen Auftritt veranlaßt, aber, da fing das Feuer beider feindlichen Batterien an, und ihr Donner betäubte jeden Ausbruch des rechtmäßigen Zornes. Preußens Reiter wurden geworfen; sie mußten unter schrecklichem Kanonenfeuer über den Graben zurück,

Tellheim war einer der letzten. Da sahe er sich um, und in dem Augenblick stürzte das Pferd seines feindselig gesinnten Capitains erschossen nieder.

Es war dies in eben dem Augenblick, als die feindliche Reiterei, verstärkt, einen neuen, glücklichen Angriff wagte. Jener Capitain sah kein anderes Loos vor sich, als Tod oder Gefangenschaft. Da siegte ein edleres Gefühl in Tellheims Herzen; er ließ seiner Escadron Halt blasen, griff das Pferd eines Oesterreichers, brachte es zu dem Niedergestürzten, half ihm darauf, und war schon aus dessen Gesicht verschwunden, noch ehe dieser das Große seiner Rettung fühlen und seinem Retter danken konnte. Nahe bei dem Dorfe Kinitt stellte sich die Reiterei auf, und überließ es nun, wie einst bei Mollwitz, der Infanterie, den Feind vollends zu besiegen; ein Sieg, der so leicht nicht wurde, da

die Feinde ihre tapfersten Truppen entgegen schickten.

Dies war die erste Schlacht, an der Tellheim Antheil nahm. Vielleicht würde der unglücklich abgelaufene Reiterangriff manchen Cavalleristen auf die Zukunft muthlos gemacht haben. Bei Tellheim war dies der Fall nicht. Mit strengerer Aufmerksamkeit prüfte er alles, was den Verlust der Reiterei verursacht hatte; und so wurde dieser unglückliche Angriff eine lehrreiche Schule für ihn und seine Erfahrung. Die Sieger blieben die Nacht auf dem Platze, den sie erkämpft hatten, ihre Verwundeten wurden in den nahen Dörfern untergebracht. Laut äußerten die Dragoner von Tellheims Regiment ihre Bewunderung über das Großmüthige und Edle in dem Benehmen des Letztern gegen einen Feind, dessen sich keiner im Regiment würde angenommen haben, so sehr hatte sein

ganzes Betragen aller Herzen von ihm entfernt. Tellheim genoß jetzt das große, nur von edlen Herzen zu empfindende Vergnügen, seinen Feind durch Großmuth überwunden zu sehen. Noch an diesem Abend kam der Capitain zu ihm. Er fühlte das Große in Tellheims Benehmen, aber er fühlte es nur in so fern, als es seine Rettung zur Folge hatte; das eigentlich Schöne konnte der Mann nicht empfinden. Tellheim vermied daher sogar die Gelegenheit, sich Dank zu erwerben; er schien im voraus zu wissen, daß der Capitain bald das Ganze vergessen würde. Ihm war es genug, so gehandelt zu haben, wie seine Grundsätze es ihm zur Pflicht machten; ob sein Feind dadurch gerührt wurde, war ihm einerlei.

In der Mitte des Octobers ging die siegende Armee Friedrichs nach Sachsen zurück, um das Werk zu vollenden. Tellheims

Regiment wurde mit dazu beordert, die eingeschlossenen Sachsen immer noch enger zu umgarnen. Sein Posten war die Gegend von Walthersdorf, wo es zur Unterstützung jener zwei Brigaden aufgestellt war, die den Weg nach Böhmen sperren sollten. Es bedarf keiner Erwähnung, daß ein Officier, wie Tellheim war, unzählige Gelegenheiten fand, seinen Diensteifer und Einsicht zu zeigen. Daß er das seine redlich that, verbürgt nicht nur sein Charakter, sondern mehr noch die öftern Lobsprüche, die der General Lostwitz ihm ertheilte; mehr noch die vielen gewagten Aufträge, die er ihm gab. Fast keine Nacht hatte er Ruhe; er war beständig auf seiner Hut. Der österreichische General Braune, obgleich bei Lowositz geschlagen, rückte dennoch vor, um den Käfig zu öffnen, der die Sachsen einschloß. Doppelte Aufmerksamkeit war nöthig, war besonders der Reiterei die erste Pflicht, und diese erfüllte

Tellheim auf seinem Standpunkte ganz. Vergebens war jeder Versuch der Sachsen, sich einen Ausweg zu erzwingen, und so mußte diese edle Schaar Krieger im Angesicht der Festung Königstein das Gewehr strecken.

Preußens Krieger bezogen in den eroberten Ländern die Winterquartiere. Das Regiment, in welchem Tellheim stand, wurde an die böhmische Grenze bei Zittau gelegt; ein Posten, der um so wichtiger war, da gegen über, in Böhmen, ein kühner feindlicher Husaren-Oberst lag, dessen Nähe zu gefährlich war. Doch dieser Umstand war für Tellheim weniger wichtig, er kannte seine Leute, und wußte, daß sie ihre Pflicht gern erfüllten. Mehr beschäftigte ihn das Innere des Regiments; das Verhältniß, in welchem er nun wieder zu seinem Feinde stand. Das Regiment hatte durch die Schlacht bei Lowositz sehr eingebüßt. Mehrere der Officiere waren

geblieben, noch mehr durch Wunden zum fernern Dienst untüchtig. So kam es denn, daß der Capitain, der übrigens Tellheims Großmuth längstens wieder vergessen hatte, jetzt Major im Regiment wurde, und die Escadron bekam, die Tellheim als eine Stabs-Escadron commandirte. Der Capitain war, troß seiner Unwissenheit und seines gefühllosen Benehmens, ein braver Soldat, der, ohne viel Umstände zu machen, mit dem, nahe an Tollkühnheit grenzenden Muthe sich jeder Gefahr entgegen warf. Von dieser Seite war er dem König bekannt geworden; weniger war er es von der Schattenseite, in Hinsicht seiner tyrannischen Härte, seiner Grausamkeit, seiner aufbrausenden Hitze. Tellheim gerieth durch dies Arrangement, das seinem Feinde das Schwerdt gegen ihn in die Hand gab, in Verlegenheit. Das Gesetz des blinden, unbedingten Gehorsams — die Seele des Soldaten — galt bei ihm Alles. Er

gehorchte gern dem Vorgesetzten, so wie er aber auch strenge auf den Gehorsam seiner Untergebenen sah. Und hier stand nun sein Feind, nicht bloß als Major, sondern auch als Escadrons-Chef über ihn. Und welcher Feind? Gerade der gefährlichste; ein schlechtdenkender Feind.

Tellheim wollte sich die Blöße nicht geben, daß er den Major fürchte, und doch wollte er auch jeden Streit, nicht sowohl seinetwegen, als vielmehr des Ganzen wegen, vermeiden. Bei Andern sich Raths zu erholen, untersagte ihm sein Ehrgefühl. Er überdachte die ganze Lage, und fand, daß redliche Erfüllung seines Berufs und Achtung der Grundsätze seines Standes das sicherste Mittel sey. Er gelobte es sich selbst an, über sich zu wachen, daß nicht aufwallender Zorn ihn leite, wo ruhiges Nachdenken und Gefühl seiner selbst der Maaßstab seines Be-

tragens seyn müsse. Daß er es sich übrigens vornahm, seiner Ehre nichts zu vergeben, ließ sich erwarten.

Tellheim hatte die Escadron fleißig exercirt, sie war im Regimente am schönsten gekleidet und bewaffnet; eine gewisse Sittlichkeit zeichnete sie aus. Das Corps der Unterofficiere bestand aus musterhaften und gebildeten Männern, mit denen Tellheim das Breviat des Dienstes fleißig durchgenommen hatte. An sie schlossen sich die Trompeter, und da die Escadron bald sah, durch welches Mittel die Gunst und das Zutrauen des commandirenden Lieutenants zu gewinnen waren, so konnte es nicht fehlen, daß jeder einzelne Dragoner etwas darein setzte, sich durch Ordnung und Sitte auszuzeichnen. Jeder Escadron-Chef wünschte, seine Escadron so zu sehen; keinem gelang dieser Wunsch; denn es fehlte ihm an einem Tellheim.

Nur ein Mann war nicht damit zufrieden, und dies war der Major, dem es freilich nicht gleichgültig seyn konnte, wenn der jüngste Unterofficier klüger war, als er; oder wenn selbst die Gemeinen bei einem Rapport und bei einer Meldung durch kluge Antworten ihn in Verlegenheit setzten. Tellheim, der ihn oft sprechen mußte, that dies immer mit dem Anstande, den er sich schuldig war, so, daß der Major von dieser Seite dem Vorsichtigen nicht ankommen konnte. Nur das, was zum Dienste gehörte, besprach er mit dem Major, und dies war gerade das, wovon dieser am wenigsten sprechen konnte. Weit lieber hätte er sich mit dem Lieutenant über die andern Escadrons und deren Chefs unterhalten, aber gerade dies vermied Tellheim, und beantwortete nie eine Frage, die darauf Bezug hatte. Zwischen Beiden herrschte daher das drückende, unangenehme Verhältniß, das, wenn der Klügere sich gleich

dabei zu nehmen weiß, ihm doch, um des Ganzen willen, zuwider ist; und das den Unwissenden immer in der nagenden Furcht erhält, daß seine Blöße an den Tag kommt. Selbst mit seinen Freunden — und Tellheim mußte deren viel haben — sprach Tellheim nicht ein Wort über den Major. Auf jede Frage, die man an ihn that, äußerte er, daß er sich würde zu nehmen wissen, wenn Ehre es forderte. Eine Antwort, die bald bekannt wurde und die Achtung vermehrte, die Tellheim genoß.

Jeder sah auf ihn; denn jeder wußte im voraus, daß Tellheim bei vorkommender Gelegenheit sich als Mann nehmen werde, dessen Beispiel Nachahmung verdiene. Die fand sich bald. Der König hatte bei dem Einrücken in die Winterquartiere den Chefs zur Pflicht gemacht, die Regimenter fleißig zu üben. und besonders waren die Generale und

Obersten der Reiterei angehalten, dies mit ihren Regimentern zu thun, damit der Reiter von jeder Waffe mehr Zutrauen zu sich selbst bekäme. Es war jetzt die Zeit, in welcher Zietens Ruhm fast den höchsten Gipfel erreicht hatte. Dieser General und sein lernbegieriger Zögling, der damalige Oberst des Rochowschen Cuirassier-Regiments, Seydlitz, — Beide die Schöpfer der preußischen Cavallerie — hatten es eingesehen, wie viel, bei der großen Anzahl und bei der Gewandtheit der feindlichen Cavallerie, darauf ankam, der preußischen Reiterei die höchste Stufe der Vollkommenheit zu geben. Man sann jetzt auf neue Manövres, die den Feind am Tage der Schlacht überraschen sollten, und diese wurden fleißig eingeübt.

Daß nicht alle Cavallerie-Officiere den Geist solcher Evolutionen einsahen, ist natürlich, da es vielen an den nöthigen Vor-

kenntnissen fehlte, in das Heiligthum eines solchen Unterrichts einzudringen. Nur Tellheim und einige, besonders jüngere Officiere, die das Unbehülfliche der ältern sich nicht zu Schulden kommen ließen, sahen das, was Ziethen und Seydlitz von ihnen forderten, ein, und wußten es dem preußischen Reiter beizubringen. Der Fall war nicht selten gewesen, daß in einer Schlacht sich ein Haufen leichter feindlicher Reiter auf die Flanken der vorrückenden Cavallerie warfen, und diese, und mit ihnen nicht selten eine ganze Linie in Verwirrung brachten. Diesem vorzubeugen, mußten besonders die Flügel-Escadrons dahin abgerichtet werden, in einer schrägen Richtung, ohne sich von der Linie zu trennen, mit dem Regiment fort zu jagen, um bei einem unerwarteten Flankenangriffe sogleich dem Feinde die Spitze bieten zu können. Der Major, Tellheims Chef, konnte dies Manövre nicht einsehen. Wider seinen

Willen mußte er das Geschäft, die Elemente dieser Reiterkunst, seinem Lieutenant überlassen, dem es bei dem Ansehen, in welchem seine Kenntnisse standen, und bei der Willigkeit der Escadron gar nicht schwer wurde.

Jetzt sollte nun dies Manövre ausgeführt werden. Der Major commandirte in Abwesenheit des Obersten das Regiment, wobei der General mit mehreren fremden Officieren gegenwärtig war. Längst schon hatte dieser das Mißverhältniß bemerkt, aber, wie das oft der Fall ist, nichts gethan, es zu heben. Freilich hätte der Major gern gesehen, wenn man seine Escadron, wie sie es denn auch ganz verdiente, außerordentlich gelobt hätte; denn auf diesen Fall fiel ein großer Theil des Lobes auf ihn zurück; allein der Mann dachte so klein, daß eine Kränkung seines Feindes ihm mehr galt, als ein eigenes Lob. Schon bei dem Herantreten des

Regiments sah Tellheim, daß über seinem Kopfe ein Gewitter aufzog, und nahm sich daher vor, seine Aufmerksamkeit auf Alles zu verdoppeln. Er sagte Niemand ein Wort; er gab der Escadron keine Lehren, er wußte, daß dies unnöthig sey. Bloß dem zweiten Lieutenant machte er insgeheim verdoppelte Aufmerksamkeit zur Pflicht. Der Freund verstand den Freund.

Der Major ritt am Regiment herab. Er war mit allen Escadrons zufrieden; nur mit seiner nicht. Er tadelte Alles, und wurde in seinen Ausfällen so bitter, so beleidigend, daß Tellheim, dessen Blut wirklich kochte, alle Geistesgegenwart zu Hülfe nehmen mußte, um sich zu überzeugen, daß er mit gezogenem Gewehr vor der Fronte hielt. Er schwieg und sah mit Bedauern auf den Mann, der so ungerecht handeln konnte, Freilich entging es ihm nicht, wie auf allen

Gesichtern der Unwille deutlich stand; aber es war auch nur ein Blick von Tellheim nöthig, um jede Furche des Unwillens zu ebenen. Die Unterofficiere mußten vor. Der Major musterte sie; an allen war etwas zu tadeln, besonders aber an dem Liebling Tellheims, dem Unterofficier Werner, der Sohn jenes alten braven Soldaten, der in der frühern Geschichte der Tellheims eine Rolle spielte. Tellheim hatte diesen dem vorigen Escadrons-Chef zum Unterofficier empfohlen; ein Posten, dem er Ehre machte. Der Major hatte heute viel an ihm auszusetzen. Tellheim schwieg. Er sah den Unterofficier an. Der Blick erhielt den braven Mann ruhig und muthig. Endlich wandte sich der Major mit der Frage an Tellheim: „Sagen Sie, wie konnten Sie den Menschen zum Unterofficier machen, da er nicht einmal einen Bart hat?" — „Und doch hat er ohne Bart die einzige Standarte erobert, die das Regi-

ment als Siegeszeichen aus der Schlacht bei Lowositz aufzuweisen hat." Diese feste Antwort Tellheims brachte den Major um so mehr außer Fassung, da der General gegenwärtig war; da ihm das Lächeln nicht entging, das in der ganzen Escadron sich zeigte.

Das Manövre selbst ging jetzt an. Bei dem Trott, in den das Regiment sich setzen mußte, sprengte der Major an die Escadron. „Der Trompeter soll in Arrest. Er hat falsch signalisirt!" rief er. „Der Trompeter hat ganz recht signalisirt!" rief Tellheim, und befahl der Escadron, nach diesem Signal zu reiten. Der Major war außer sich. Tellheim blieb fest. Er wußte, daß er Recht hatte, und hier war es Sache des Dienstes, dem er nichts vergeben durfte.

Das Manövre war fast zu Ende, als der General die Attake befahl, bei welcher die

linke Flügel=Escadron eine schräge Richtung nehmen mußte. Tellheim setzte sich vor den ersten Zug; es sollte eben zu dieser Attake geblasen werden, als der Major vorritt, und die Attake der Escadron selbst führen wollte. Er sprach viel, was er aber selbst nicht verstand. Tellheim stieg ruhig vom Pferde, er that, als ändere er etwas an der Zäumung des Pferdes. Die Attake ging an, und was natürlich war, sie mißglückte. Mit den niedrigsten Schimpfworten strafte der Major die Reiter, die ganz unschuldig waren, und die der Major erst verwirrt hatte. Der General befahl das Manövre noch einmal und zugleich, daß Tellheim die Escadron führen sollte. Dieser gehorchte, und sagte nichts als die Worte: „Jetzt seht Ihr auf mich!"

Die Attake ging nach Wunsch; sie war fast zu Ende, als der Major bei dem Einschwenken noch einen Fehler finden wollte.

Er sprengte zwischen die beiden Züge, hatte aber das Unglück, von den Dragonern über-geritten zu werden. Hülflos lag er da im Schlamm, das Pferd war weggelaufen, kei-ner sah nach ihm hin, und die Eskadron stand längst wieder eingeschwenkt, als der Major hinkend und mit Blute und Koth be-schmuzt, sich näherte. Kaum konnte Tell-heim den lauten Ausbruch des Lachens ver-hüten.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser lose Streich eine Rache war, die die Dragoner an dem Major nehmen wollten. Selbst der Gemeine fühlte das Entehrende und Beleidigende in dem Benehmen dieses Mannes gegen Tellheim, den sie zu sehr lieb-ten, als daß sie ihn hätten ungestraft belei-digen lassen. Hier bei dieser Rache war nicht einmal eine Bestrafung möglich, da der Beschuldigte sich mit dem Dienst ent-

schuldigen konnte. — Nach dem Manövre ließ der General den Lieutenant Tellheim zu sich kommen. „Ich sehe," sagte er, „daß Ihr Verhältniß gegen den Major sich um nichts geändert hat. Enden kann eine solche Stimmung nie gut. Ich halte freilich strenge auf Subordination, und mit Vergnügen habe ich gemerkt, daß Sie diesem Gesetze nichts vergeben. Indessen, Sie und der Major dürfen in dem so nahen Berührungspunkte nicht bleiben. Er giebt zu Chikanen Anlaß, und die können sehr oft am Tage einer Schlacht schädlich auf das Verhalten des Regiments wirken. Sind Sie damit zufrieden, wenn ich Ihnen meine Leib-Escadron anvertraue? Ich wünsche dies auch meinetwegen, und darf dann hoffen, daß meine Escadron in Kürzem das seyn wird, was des Majors Escadron ist. Erklären Sie sich." — „Ihre Escadron hat ja an Buddenbrock einen trefflichen Commandeur!" — „Ich will von

Ihnen keine Schilderung meines Stabcapitains hören; ich erwarte Ihre Erklärung." — „Ich gebe sie Ihnen, Herr General, aber unter der einzigen Bedingung, daß der Unterofficier Werner in die Leib-Escadron, und zwar mit gleichem Range gesetzt wird." — „Sehr billig. Der arme Teufel würde Ihre Versetzung am härtesten büßen müssen!"

Schon bei der Parole wurde dieser Tausch bekannt gemacht. Des Majors Escadron würde untröstlich gewesen seyn, wäre nicht der Stabscapitain Buddenbrock als einer der edelmüthigsten und gutdenkendsten Officiere bekannt gewesen. Ueberdies war er ein Verwandter des Majors und sah, aus Familienrücksichten, den Tausch sehr gern. Er gehörte übrigens zu den edlen Männern, die das Gute ihrer Vorgänger dankbar zu schätzen wissen. Er äußerte laut, wie vortrefflich er die Escadron gefunden habe; und

durch solche Urtheile, wie durch sein Benehmen, wurde er bald der angebetete Liebling der Escadron, wie Tellheim es gewesen war.

Tellheim hatte mit gleicher Bereitwilligkeit diesen Tausch angenommen. Er für seine Person hätte sich gewiß auf seinem Posten gehalten; aber warum sollte er aus einem unrecht angewandten Ehrgefühl sich die Tage und den Beruf eines Standes verbittern, dem er mit ganzer Seele anhing? Warum sollte er den Vorwurf auf sich laden, durch Uneinigkeit mit einem seiner Vorgesetzten dem Ganzen geschadet zu haben? Wußte er doch nicht, welches Ende dieses Verhältniß einmal nehmen konnte. Es blieb daher immer das Bessere, was er wählen konnte; und blieb es um so mehr, da seine neuen Untergebenen ihn mit eben dem Zutrauen, mit eben der Bereitwilligkeit aufnahmen. In wenigen Wochen war die Leib-Escadron das Muster

des Regiments. Die Guten wetteiferten in jeder kriegerischen Tugend, und Tellheim brachte die weniger Musterhaften bald dahin, daß sie kleine Fehler durch verdoppelten Eifer wieder gut machten. Tellheim selbst ward immer zufriedener mit sich, und fühlte sich in seinem neuen Verhältniß eben so glücklich.

Friedrichs Feinde waren durch die täuschenden Anstalten der bloßen Vertheidigung in Sachsen irre geführt und sicher gemacht. Sie dachten darauf, wie sie im Mai in Sachsen einbrechen und dem verschanzten Heere des Königs eben das Schicksal bereiten wollten, das das Kriegsloos ein halbes Jahr früher über Sachsens Heer verbreitet hatte. Sie rechneten auf nichts gewisser, als auf Gefangennehmung der Preußen. Da brach den 17ten April Friedrichs Heer in vier Colonnen auf, und drang in Böhmen ein. Tellheim hatte das Glück, sein Regiment in

der Colonne zu sehen, die der Fürst Moriz von Dessau bei Zwickau sammelte, und mit ihr über Commotau in Böhmen eindrang. Was sein Glück erhöhete, war der Umstand, daß Ziethen die Avantgarde führte, und daß bei diesem Vortrab der Oberst Seydlitz, auf eigene Bitte, mit seinem Regimente war. Dieser Anführer, ein junger, rascher Mann, sah diese Gelegenheit für die beste Schule an, sich zu dem zu bilden, was er nachher wurde. Wie lieb dies einem Officier, wie Tellheim, seyn mußte, dessen braves Regiment mit unter Ziethens Befehlen stand, bedarf keiner Erwähnung. Ziethen hatte Tellheimen bei den vielen Uebungen, während der Winterquartiere, öfters bemerkt, oft sein Benehmen und seine Dienstkenntnisse laut gelobt. Wie mußte sich Tellheim auf eine Zukunft freuen, die ihn diesem Helden da bemerkbar machen mußte, wo man über den Werth des Kriegers erst ein richtiges Urtheil

fällen kann, auf dem Schlachtfelde. — Alle die preußischen Colonnen kamen in den ersten Tagen des Mai in der Gegend bei Prag an. Hier erwartete man noch die eine Hauptcolonne, die Schwerin aus Schlesien herführte.

Die Brücken wurden über die Moldau geschlagen; in der gewissen Voraussetzung, daß Schwerin, nach den Gesetzen der preußischen Pünktlichkeit, in der bestimmten Stunde eintreffen werde, gingen die Preußen über den Fluß auf jenes Ufer, auf welchem, unter den Wällen von Prag, das weit größere feindliche Heer stand. Allein Friedrich wußte nicht, daß der Sieg, den der Herzog von Bevern auf dem Marsche über die Oestreicher erfocht, die Schwerinische Colonne um einen Tag aufhielt. Es mußte den König in keine geringe Verlegenheit setzen, da er, während der Zeit, in der die Truppen erst zum Theil

jenes Gefahr drohende Ufer besetzten, dieses Ausbleiben erfuhr. Eine schreckliche Nacht stand dem kleinen Heere bevor; nur ein Ueberläufer durfte dem feindlichen Heerführer die Schwäche der Preußen verrathen, und diese waren verloren.

In dieser Verlegenheit waren Ziethen und die von ihm gewählten Cavallerie-Officiere die schützenden Engel Friedrichs. Ziethen sah bald ein, daß hier Alles auf Wachsamkeit und auf Verhütung der Desertion ankam. Aus seinem Regiment und aus dem, in welchem Tellheim stand, wurden die gewandtesten und sichersten Leute ausgesucht. Tellheim bot seine Escadron dazu an. Diese mußten, unter Anführung der entschlossensten und erfahrensten Officiere, die ganze Nacht um das Lager patroulliren. Jede halbe Stunde mußten die Officiere sich bei Ziethen melden, der, wie ein gemeiner Husar, die

ganze Nacht im Sattel geblieben war. Schon bei Anfang dieser Patrouille hatte Tellheim den General gefragt: ob er eine weitere Patrouille mit seinen Dragonern machen dürfe, wenn dies nöthig wäre; und ob er in diesem Falle des halbstündigen Rapports ohne Vorwurf überhoben seyn könne? Ziethen sah freilich das Gewagte eines solchen Unternehmens ein; aber eben so gefiel ihm das kühne Erbieten eines Officiers, den er längst schon mit einer gewissen zutrauungsvollen Erwartung bemerkt hatte. Er erlaubte diese Patrouille.

Tellheim nahm die eine Hälfte seiner Escadron, die andere mußte unter dem zweiten Lieutenant und dem Fähnrich, zwei trefflichen Officieren, die Patrouille um das Lager machen. Die Nacht war schön und sternenhell. An dem Ufer der rauschenden Moldau ritten die Entschlossenen hinauf, mit

Vorsicht gingen sie zwischen den kleinern Bergen und dem Flusse fort. Sie wählten jedes Thal, um alles, was auf den Anhöhen sich zeigte, desto besser zu sehen. Mit gleicher Gewohnheit schlichen sie sich durch einige Dörfer, sie bemerkten nichts Verdächtiges. Kühn gemacht durch diese Erfahrung, umritten sie den Bogen, den das Ufer der Moldau macht, als ein Geräusch mehrerer Reiter ihnen doppelte Behutsamkeit zur Pflicht machte. Still hielten sie sich hinter einem einzelnen Hause versteckt. Das Geräusch entfernte sich, Tellheim ritt vor, man kam um eine kleine Anhöhe, und sah nun deutlich die Wachfeuer in dem Lager der Feinde, das bloß durch einen kleinen Bach von der Patrouille getrennt war. In eben dem Augenblick schlugen die Uhren der rechts liegenden Stadt Prag Zwölf. Tellheim hielt sich ganz ruhig. Er bemerkte das gewöhnliche Ablösen der Posten; aber nicht das Mindeste,

das eine Bewegung im feindlichen Lager hätte vermuthen lassen. — „Nun haben wir genug gesehen!“ sagte er, und führte sein Commando zurück. Er kam nach einer Stunde an; sein Rapport war dem General äußerst angenehm, und da um eben die Zeit ein eben so kühner Husaren-Officier eine ähnliche Pattrouille gemacht, und bei seinem Rapport das bestätigte, so mußte natürlich Tellheim bei dem edlen Ziethen sehr gewinnen.

Die aufgehende Sonne befreiete den wirklich besorgten König von seiner nicht ungegründeten Verlegenheit. Ein ferner Staub zeigte auf der andern Seite ein heranrückendes Hülfsheer der Preußen; es war die Colonne, die Schwerin führte, und die sich um fünf Uhr an Friedrichs Heer schloß. Die Schlacht an diesem Tage und ihr Ausgang ist bekannt. Jetzt nur Tellheims Geschichte.

an diesem blutigen Tage. — Tellheims Regiment war eins von denen, die auf dem linken Flügel der preußischen Armee standen, und die unter dem Prinzen von Schönaich über Sterbeholi hinaus, den ersten Angriff auf die österreichischen Regimenter des feindlichen rechten Flügels machten. Sie stießen hier auf den Kern der feindlichen Reiterei, auf die Regimenter Joseph, Luchesi, Leopold und Trautmannsdorf; Regimenter, die in den vorigen Kriegen, und selbst in den Kriegen gegen Frankreich und die Türken, ihren Heldenruhm gegründet hatten, und die, da einige von ihnen schon bei Lowositz mit gefochten hatten, vor Begierde, sich an den Preußen zu rächen, brannten. Man mußte von Seiten der Preußen mit Recht erwarten, daß der Kampf hart und blutig seyn würde, und er war es wirklich.

Tellheims Regiment stieß auf alte Be-

kannte von Lowositz her, auf das feindliche Dragoner-Regiment Erzherzog Joseph. Von beiden Seiten stieg die Erbitterung auf den höchsten Grad. Beide Theile kannten sich gleich auf den ersten Anblick. „Rache für Lowositz!" riefen die Oesterreicher. — „Die sollt Ihr theuer bezahlen!" war die Antwort der Escadron Tellheims, die zuerst auf das Regiment Joseph stieß, und alles warf, was sich ihr entgegen stellte. Jetzt stürzten die Regimenter des zweiten Treffens, die braven Cavalleristen von Bathyani, Stammbach und Zerbst, auf die bisher siegreichen Preußen; sie überflügelten diese, warfen sie bis nahe an die Teiche von Sterbeholi zurück; hier setzte sich die preußische Reiterei, sie wagte, noch erbitterter als vorhin, einen neuen Angriff; aber auch dieser mißglückte, da das zweite Cavallerietreffen der Oesterreicher die preußische Reiterei überflügelte. Tellheim that mit seiner Escadron alles, was nur mög-

lich war, die Richtung des Regiments zu erhalten. Keiner von seinen Leuten wich in wilder, unordentlicher Flucht; in der festesten Ordnung zogen sie sich fechtend und blutend zurück. Tellheim ritt mit der größesten Gegenwart des Geistes an seiner Escadron her, die eine von den letzten war. Oft drangen die Dragoner von Joseph auf ihn ein, um ihn mit seiner braven Schaar abzuschneiden; aber jedesmal warf der entschlossene Haufen sie zurück. Ueber dreißig von Tellheims Escadron waren bei diesen wiederholten Angriffen geblieben; alle waren sie so tapfer gewesen, als die noch lebenden, die jetzt immer entschlossener und tapferer fochten, je dünner ihre Züge wurden. Jetzt waren die braven preußischen Reiter schon bis an die Teiche zwischen Sterbeholi und Michelup zurück getrieben, die Ordnung des Rückzuges schien verschwinden zu wollen, kaiserliche Grenadiere, die das preußische Fußvolk zurück ge-

trieben hatten, schlossen sich als Sieger an die t[illegible]n österreichischen Cavallerie-Regimenter an; die Preußen konnten dem Andrange nicht widerstehen, Alles schien verloren, und die Tausende umsonst geblutet zu haben; die fliehenden preußischen Cavalleristen hörten schon nicht mehr auf das Zureden ihrer braven Officiere, alle flohen sie, um erst über die Dämme der Teiche zu kommen. Da erschien, wie ein rettender Engel, Ziethen mit den Regimentern Stechow, Blankensee, Ziethen und Werner, Regimenter, die an diesem blutigen Tage sich ein ewiges Denkmahl in der Geschichte der Kriege stifteten. Sein Erscheinen goß neuen Muth in das Herz der braven Cavalleristen, sie hörten auf seine Worte, sie setzten sich, und glühend wurde ihr Vorsatz, den kurzen Augenblick der Schande durch Thaten, der Ewigkeit werth, gut zu machen. Vereint und in wenig Minuten in der schönsten Ordnung gestellt, bra-

chen sie aus der Staubwolke vor, stürzten auf die sie verfolgenden feindlichen Reiter, durchbrachen ihre Reihen, warfen mehrere Regimenter auf das feindliche Fußvolk, das jetzt von der preußischen Infanterie, die Schwerins Tod rächen wollte, schon in Unordnung gebracht war, und brachen in die tapferen Grenadier-Bataillons der feindlichen Regimenter Waldeck, Kayser und Braune ein. Der größeste Theil dieser auserlesenen Schaar fiel unter den Streichen des Tellheimischen Regiments, von dem jeder Einzelne einen kurzen Irrthum durch verdoppelten Eifer rächen wollte. Mit dieser Blutarbeit fertig, warfen sich die preußischen Reiter auf die, im zweiten Treffen der Feinde stehenden Brigaden Lascy und Otterwolf, warfen auch diese und stießen in der Gegend bei Sirasnitz mit der siegenden preußischen Infanterie zusammen, mit der vereint sie den rechten Flügel der Feinde weit ins Feld, den linken

in Prag hinein jagten. Auf dem Platze des eroberten feindlichen Lagers standen nun die siegenden Preußen.

Das Regiment, in welchem Tellheim stand, hatte viel eingebüßt. Es war während des Angriffs von einer feindlichen Batterie hart mitgenommen. Tellheim, und an seiner Seite der brave Werner, war der erste, der in die Grenadier-Division einbrach; trotz einer Wunde, die er hier erhielt, blieb er immer der Erste; sein Schwerdt zeigte seiner Escadron den Weg, den sie nehmen mußte. Einer der feindlichen Anführer fiel durch Tellheims Hand in dem Augenblick, da er seine braven Grenadiere zum festen Widerstande ermunterte.

Die siegenden Schaaren stellten sich weit über das Schlachtfeld hinaus, und nahe unter den Wällen Prags auf. Tellheim mu-

sterte seine Escadron. Sechs und dreißig brave Leute waren geblieben, die übrigen alle hatten die rühmlichsten Wunden aufzuweisen. Tellheim selbst war in dieser Zahl. Bei dem letzten Angriffe war sein Arm durch einen Bajonnetstich auf wenig Augenblicke unbrauchbar gemacht, der Pallasch entsank ihm. Diesen wehrlosen Zeitpunkt benutzte ein feindlicher Cuirassier. Eben wollte er Tellheims Kopf spalten, als Werner heran sprengte, und des Feindes Arm abhieb. Mit wehmüthiger Freude sah er auf seine blutenden Freunde. Der Sieg war glorreich; aber er war theuer, sehr theuer erkauft.

Ungeachtet der eigenen Wunde sorgte Tellheim thätig für die Verwundeten. Der Zufall wollte es, daß in dem Thale, in welchem das Regiment aufmarschirte, eine Menge Marketenderkarren standen, über welche die Sieger herfallen wollten. Tellheim

sah ins voraus, daß dies nicht nur zu manchem unangenehmen Auftritt Anlaß geben würde, sondern daß auch manches, was den erschöpften Siegern nothwendig war, verloren gehen könnte. Er selbst vertheilte daher jeden gefundenen Vorrath nicht nur seiner Escadron, sondern auch den übrigen des Regiments. Wie groß war diese Wohlthat! Wie labten sich die Lechzenden, die nach der sechsstündigen Blutarbeit Erholung nöthig hatten, denen Staub und drückende Hitze fast den Athem genommen hatten. Wie werth war diese Erquickung den Verwundeten, die während des Treffens ihre Wunden kaum fühlten, aber jetzt, da sie in Ruhe waren, von diesem Schmerz und Blutverlust sich desto schärfer angegriffen fühlten! Tellheim war durch diese Einrichtung der Retter manches Verwundeten. Selbst die Feinde, die blutend und zertreten um ihn herum lagen, ließ sein edler Charakter nicht ohne Hülfe. Er

ließ sie laben und erquicken. Seinen edlen Feind, der jetzt sein Wohlthäter wurde, segnete mancher brave Oesterreicher.

Die preußische Armee stand, wie schon erzählt ist, auf dem blutigen, mit Trophäen und Leichen besäeten Schlachtfelde; sie erwartete die Ankunft Friedrichs, der, wie man das von frühern Zeiten her wußte, nach jedem Siege die Reihen seiner Streiter durchritt. Auf diesen Augenblick freuete sich jeder Soldat. Der Verwundete vergaß seine Wunden, und der Gesunde dachte nicht mehr an die überstandenen Gefahren, sobald er seinen König sah. Ehrgefühl und Freude waren die einzigen Empfindungen. So erwartete man jetzt den König, der von dem rechten Flügel bei Hortzeß hinauf kam.

Tellheim war abgestiegen; bei der Vertheilung der Lebensmittel und des Weins

hatte er sich vergessen. Ein brennender Durst quälte ihn. Er erinnerte sich eines Baches, über den er mit der Escadron gesetzt hatte; er wußte, daß dieser Bach nahe war. Werner mußte ihm die leere Feldflasche geben; er selbst ging dahin, um seinen Durst zu löschen. Da fand er am Bache einen schwer verwundeten feindlichen Officier vom Regiment Ligne; einen schönen Jüngling, dem selbst die stärksten Wunden die Züge der Schönheit und des Edelmuths nicht hatten rauben können. Tellheim trat zu ihm. Freundschaftlich besorgt, reichte er dem Jüngling die Hand. Dankbar sah der Verwundete auf. „Sie können mir wohl nicht einen Trunk Wasser verschaffen?" sagte er matt. — Tellheim eilte und schöpfte. Mit gierigen Zügen leerte der Verwundete die Flasche. Mit jedem Zuge fühlte er sich gestärkter. Neues Leben kehrte wieder; denn der Durst, verursacht und vermehrt durch starken Blut-

verlust an einem so schwülen Tage, hatte den Unglücklichen fast verzehrt. — „Ich danke Ihnen, mein Wohlthäter!" sagte er mit dem sanften schönen Lächeln des Freundes. „Ich habe hier zwei Stunden ohne Hülfe gelegen. Möchten Sie es nie an sich erfahren, was ich erfuhr!" — Tellheim richtete den Verwundeten auf, er setzte ihn an den Stamm eines Weidenbaums. — „Von welchem Regimente sind Sie?" fragte er. — „Von Ligne. Unser Regiment stand in der Reserve. Aber auch die ist nicht verschont. Ihr Heer hat es in der That etwas zu hart mit uns gemacht."

Beide ließen sich nun in ein weiteres Gespräch ein; während Tellheim durch einen Dragoner dem Verwundeten etwas Wein und Lebensmittel reichen und einen Wundarzt kommen ließ. Beide nannten sich ihre Namen. Carl von Barnhelm, so hieß der Ver-

wundete, war ein Sachse. Der Name Tellheim war ihm nicht unbekannt; die Familie war mit der seinigen verwandt. Um so mehr ein Grund, sich des Verwundeten anzunehmen, der nun nicht mehr Feind, sondern hülfloser Verwundeter war. Tellheim saß bei dem neuen Freunde. Sein Herz ergoß sich in lindernden Freundesworten, als mit einemmale jener menschenfeindliche Major auf den Schauplatz der Freundschaft sprengte. „Will Sie der Teufel vor die Escadron führen, Herr Lieutenant!" rief er mit wüthendem Gesicht. „Der König wird den Augenblick kommen, und das Donnerwetter hat Sie hier!" — „Meine Escadron ist in der schönsten Ordnung!" war Tellheims Antwort. „Und ehe der König am nächsten Regimente ist, halte ich vor dem Zuge. Jetzt war mir Menschenpflicht heiliger." — „Herr, nicht raisonnirt, oder ich schicke Sie in Arrest. Ihrem Verwundeten hätten Sie noch vollends

den Rest geben sollen!" — Tellheim schwieg. Theils wurde die Sache nun Angelegenheit des Dienstes, theils war ihm der Mann, troß seines Ranges, zu verächtlich. „Sehen Sie, mein Wohlthäter," sagte der Verwundete. „Mein Dank wird ewig seyn. Sehe ich Sie auch nicht wieder, so werde ich ewig Ihr Andenken ehren." Dankbar drückte er dem Retter die Hand, der nun, was in seiner Macht stand, dem Wundarzt die Pflicht doppelt wichtig machte, sich des Verwundeten anzunehmen.

Unter öfterm Umsehen kam Tellheim vor seiner Escadron an. Der Major hielt vor dem Regimente und hörte nicht auf, Tellheim die härtesten Vorwürfe zu machen. Gelassen und sich selbst überwindend, hörte Tellheim dies alles an. Sein Herz fühlte sich zu belohnt durch den Gedanken an den Sieg seines Königs, und durch das eigene Bewußt-

seyn, gegen einen Feind Großmuth ausgeübt zu haben. Weniger ruhig war die Escadron. Sie wußte am besten, was ihr Tellheim heute gewesen war, sie fühlte das Kränkende, das ihrem Liebling widerfuhr; wild waren die Blicke der braven Dragoner, und einige äußerten ziemlich deutlich den Wunsch, den Major nur erst wieder in einer Schlacht schußrecht vor dem Regimente zu sehen.

Der König hatte die Regimenter nachgesehen. Die Lücken, die Tod und Verwundung in ihnen gemacht hatten, waren zu merklich gewesen, als daß sie dem siegenden Könige hätten entgehen können. Mit Thränen in den Augen sah er die Ueberreste mancher Regimenter an. Dem Regimente, in welchem Tellheim stand, wurde nach der Schlacht die Gegend bei Victoria angewiesen, um mit zu verhindern, daß die in Prag eingeschlossene feindliche Armee ihre Riegel spren-

gen und sich durchschlagen möchte. Auch auf diesem Posten that Tellheim seine Pflicht; wenigstens that er sie den ersten Tag; denn sie ferner zu thun, hinderte ihn die Wunde am Arm, die er nicht geachtet hatte, die sich aber sehr verschlimmerte. Schon an diesem Tage mußte er die Escadron verlassen, um nach Wellwarn zu gehen, wo das große Lazareth war. Hier wartete er seine Heilung ab, die ihm einen Schneckengang zu gehen schien. Werner, der selbst verwundet war, begleitete ihn.

In dem Regimente selbst hatte die Schlacht große Veränderung hervorgebracht. Die meisten Officiere waren verwundet; der Oberste und der erste Major so stark, daß sie zum fernern Dienste untauglich wurden. Nur der General und der Major, Tellheims Feind, waren unverschrt. Der Major wurde auf Empfehlung des Generals, Commandeur

des Regiments, und Tellheim, der alle diese Veränderungen durch seine Freunde erfuhr, sahe nun manchem unangenehmen Auftritte entgegen. Dies war der Fall um so mehr, da Tellheim nicht ganz frei von dem Fehler war, den sich oft der Bessere am meisten zu Schulden kommen läßt. Er vergab seiner Ehre nichts, und übertrieb dies oft zu sehr. Er that dies nicht allein in Fällen, die ihn betrafen, sondern nahm sich auch jedes Unterdrückten an. Laut und dreist äußerte er sein Urtheil, besonders über die seiner Vorgesetzten, die den Lohn der Thaten ihrer Untergebenen auf sich zu ziehen verstehen, und dann stolz genug sind, die Verdienste derer zu vergessen, auf deren Schultern sie sich heben. Und gerade zu dieser Classe gehörte der Major. Die Thaten des Regiments, und besonders der beiden Escadrons, der des Majors und der, die Tellheim jetzt führte, waren nicht unbekannt geblieben. Die Lob-

sprüche des Königs und der Prinzen nahm der Major mit einer empörenden Unverschämtheit hin, mit einer Unverschämtheit, die selbst den General empörte. Aber daran dachte er nicht mehr, daß Tellheim seine Escadron gebildet hatte, und noch weniger erwähnte er dieses Verdienstes. Seine Brust schmückte schon am zweiten Tage das Ordenskreuz, das eigentlich Tellheim verdient hatte.

Der kleinere Theil des Heeres ging mit dem König dem österreichischen Heerführer Daun entgegen, und war unglücklich in der Schlacht bei Collin. Der größere Theil und auch das Regiment, in welchem Tellheim stand, blieb vor Prag stehen. Noch lange vorher, ehe Friedrich in der Schlacht bei Collin — die erste, die er verlor — unglücklich war, fühlte sich Tellheim so weit hergestellt, daß er zum Regimente abgehen konnte. Er kam an. Wie es möglich war, Tellheim

bei dem Avancement zu übergehen, und wie es möglich war, den König zu der Bestätigung eines Avancements zu vermögen, bei welchem dem braven Officiere drei andere dadurch vorgezogen wurden, daß sie Stabs-Capitaine wurden, indeß Tellheim immer nur Premierlieutenant blieb, ist unerklärbar. Ein Fall dieser Art beweiset wenigstens, daß listig angelegter Plan oft selbst die besten Fürsten täuschen kann. Genug, Tellheim kam bei dem Regimente an, und wollte das Commando der Leib-Escadron übernehmen, als der neue Stabs-Capitain, den Tellheim nur als unter ihm stehenden Premierlieutenant kannte, Tellheimen gerade heraus erklärte, daß er Commandeur der Leib-Escadron sey.

Der Auftritt geschah in dem Augenblicke, in welchem die Feldwache aufziehen sollte, also im Dienst. Der Streit wurde etwas hitzig; der neue Stabs-Capitain, vielleicht

auch Tellheim, vergingen sich in Worten, und statt die Wache aufzuführen, zogen sie Beide. Der Major kam dazu — Tellheim war Subordinirter — Gründe genug, daß der Major ihm den Degen abnehmen und in das Wachzelt, als Arrestant, bringen ließ.

Still und ruhig hörte Tellheim diesen Ausspruch an; still und ruhig gab er seinen Pallasch ab. Sein Grundsatz, alles, was sein Vorgesetzter befiehlt, für Befehl des Königs selbst anzusehen, dämpfte und hinderte jeden Ausbruch des Unwillens. Mehr noch that dies die Ueberzeugung, daß kein eigentlicher Dienstfehler ihn hierher gebracht habe. Ruhig saß er in seinem Wachzelte. Daß ihm diese Behandlung nicht gleichgültig seyn konnte, bedarf keines Beweises; aber am kränkendsten war ihm das Gefühl der Unthätigkeit. Der Major wußte es so einzurichten, daß seine Creaturen fast beständig

die Wache hatten; er erwartete, daß diese, als Feinde Tellheims, diesen reizen und ihn dadurch zu einem Fehltritt bringen möchten, der Tellheims Loos erschweren müsse. Aber der Major hatte sich in Beiden geirrt. Tellheims Charakter war zu fest, sein Herz zu edel, als daß er kleine Beeinträchtigungen nicht mit Großmuth hätte ertragen sollen; theils, und das will hier noch mehr sagen — war der Ruf Tellheims so gegründet, daß nicht leicht Jemand sich an ihn wagte. Sein Benehmen in seinem Arrest war von der Art, daß selbst die, die die Absicht hatten, ihm seine Lage zu verschlimmern, bald seine Freunde waren. Mit innerm Unmuth sah und hörte der Major, daß das Wachzelt von Freunden nicht leer wurde; selbst dem Major ließ man es merken, daß man ihn um Tellheims willen verachte.

Tellheims Arrest hatte fast acht Tage

gedauert. Er hatte von dem Adjutant des Regiments erfahren, wie einseitig und feindselig der Major den Bericht über die Ursach des Arrestes abgefaßt und abgeschickt hatte; er kannte den Gang der militairischen Justiz, er fühlte, daß der Anschein der Insubordination gegen ihn war; mit Recht befürchtete er üblere Folgen, als er anfänglich erwartet hatte. Da fiel ihm, so schwer ihm auch der Entschluß wurde, der Gedanke ein, seinen Abschied zu fordern. Gerade das war es, was der Major wünschte; und nur wenige Wochen gingen darüber hin, als Tellheim mit seiner Entlassung aus dem Arrest, zugleich seine Entlassung aus dem Dienste bekam. Der Major selbst kündigte ihm mit verstellter Freundlichkeit den Abschied an, und erwartete Tellheims Dank, da er ihm sagte, daß er den Titel eines Hauptmanns und die Erlaubniß, die Armee-Uniform tragen zu dürfen, erhalten habe. „Beides verbitte ich,“

war Tellheims Antwort. „Kann ich dem Könige nicht dienen, so kann ich auch keinen Rock und keinen Titel von ihm annehmen." — „Der König möchte dies hart ahnden. Bedenken Sie, daß Sie eine Gnade zurück stoßen, bei der hundert Andere sich glücklich preisen." — „Das mögen hundert Andere thun. Ich thue es nicht. Auch steht es dem König gänzlich frei, mein Benehmen strafbar zu finden." — „Aber, Herr Lieutenant!" — „Ich bin bloß Herr von Tellheim. Der Titel, den ich nicht verdiene, und eine Sottise, die man mir sagt, stehen in einem Range." — „Mein Rath, mein gut gemeinter Rath —" — „Mit dem Sie mich hoffentlich um so mehr verschonen werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich hergekommen bin, Rechnung von der Escadron abzulegen." — „Aber, so hören Sie doch." — „Herr Oberstwachmeister, Sie wissen, daß wir nie einig werden. Ich bin nicht mehr Soldat. Unser ganzes

Verhältniß besteht nur noch darin, daß ich Sie bitte, mir die Escadrons-Rechnung jetzt abnehmen zu lassen."

Tellheim sagte diese Worte mit einer Würde, die den Major um desto verlegener machte, da diese Unterredung in Gegenwart mehrerer Offiziere geschah. Er wurde immer ängstlicher, je unbefangener Tellheim sprach; die Anstalt zur Abnahme der Escadron wurde gemacht. Die Dragoner standen auf dem Klosterhofe von Vitoria. Tellheim bemerkte den Unwillen dieser braven Leute; er sah, wie in manchem Auge, nicht gerade die Thräne der Empfindsamkeit, wohl aber die, des verbissenen Zornes stand. Da erst wurde Tellheim diese Stunde schwer. So lange hielt er sich, fester, als es jedem Andern vielleicht möglich gewesen wäre; aber, als er Abschied von seinen Getreuen nahm, als er die, mit denen er so manchen heißen Tag er-

lebt hatte, noch einmal anreden, und ihnen danken wollte, da wurde die Empfindung seines Schmerzes zu stark. Er hatte seinen Treuen so viel zu sagen, und konnte kein Wort hervorbringen. Mit gepreßtem Herzen ging er in sein Zelt zurück, still und ernst stand er da; aber als er nun die Uniform mit einem einfachen bürgerlichen Ueberrocke vertauscht hatte, da mußte er sich erst in der Einsamkeit sammeln, ehe er es wagen konnte, sich seinen Dragonern zu zeigen. Nur wenige von ihnen sprach er, und unter diesen wenigen seinen treuen Werner, dem er seinen Plan in Hinsicht der Zukunft enthüllte. Freilich war es eine schöne Aussicht, einer bejahrten Mutter einzige Stütze zu seyn; allein für keinen war diese Aussicht so wenig erfreulich, als für Tellheim, der sich nie froher fühlte, als wenn er seine Dragoner auf jener Bahn des Sieges anführen konnte. Der Abschied von seinem bewährten

Werner griff ihn mehr an, als die Trennung von seinen übrigen Freunden. Was dieser ihm, trotz der Verschiedenheit des Standes, gewesen war, konnte ihm nicht leicht ein Anderer seyn. Beide hatten einer des andern Leben oft gerettet; Beide hatten Gefahren und Mühseligkeiten mit einander getheilt, und ein Verhältniß dieser Art zeigt seinen schönen Werth nicht eher in seiner ganzen Würde, als in dem Augenblick, in welchem es unterbrochen wird.

Tellheims Plan war, über Laun und Töplitz zu seiner Mutter zu reisen. Mitten in der Nacht reisete er ab; er wollte die Oerter meiden, in denen er irgend einen Soldaten von Friedrichs Heer vermuthete. Er fürchtete, um seines Ruhmes willen, diesen Anblick. Für den Soldatenstand schien er nun ganz verloren zu seyn. Er würde es wirklich gewesen seyn, hätte nicht das Schick-

sal auf die unerwartetste Art hier seinem Gange eine ganz andere Richtung gegeben.

Tellheim ritt allein. Auf dem Wege von Laun nach Brix überfiel ihn ein schreckliches Gewitter. Es nöthigte ihn, seine Reise dahin zu ändern, daß er statt der, noch einige Meilen entfernten Stadt, ein seitwärts liegendes Dorf wählte. Bis auf die Haut durchnäßt, kam er hier an. „Es sind schon zwei vornehme preußische Officiere hier!“ sagte der Wirth, indem er das Pferd nahm und Tellheim den Eingang einer Stube zeigte. Tellheim trat ein. Sein Anzug war freilich rein bürgerlich, aber der Gang und die ganze Haltung verriethen den Soldaten.

Bescheiden grüßte er die beiden Officiere, denen er es ansah, daß sie verwundet waren. Der jüngere von Beiden, ein Husarenlieutenant von Ziethen, ließ sich in der Zeit, in

welcher der andere verbunden wurde, mit Tellheim in ein Gespräch ein. Mit der Unbefangenheit, die oft mehr gefällt, als erkünstelte, feinere Sitte, fragte er Tellheim: „Wären Sie im Militair?“ — „Leider, war ich's.“ — „Leider?“ — „Dies „leider“ bezieht sich auf das war. Glücklich würde ich mich preisen, wäre ich es noch!“ — Der andere Officier von höherem Range vergaß über Tellheims Antwort, auf den Verband seiner Wunden zu achten. Mit aufmerksamen Blick sah er Tellheim an, der diese Worte in mehr als gewöhnlicher, schmerzhafter Bewegung hervorbrachte. — „Tellheim heißen Sie?“ sagte er. — „Ja!“ — „Ein rühmlicher Name! Von dieser Familie hätte ich nie geglaubt, je Einen zu finden, der mit gesunden Knochen den Abschied nehmen würde!“ — Tellheim schwieg. — „Einer von den Tellheims blieb bei Kesselsdorf, und der andere starb in Dresden an den Wunden, die er in

dieser Schlacht bekam. Waren diese mit Ihnen verwandt?" — „Sehr nahe. Der eine war mein Vater, der andere mein Bruder." — „Und ein Sohn, ein Bruder dieser beiden trefflichen Männer kann den Abschied vom Militair nehmen? Waren Sie nicht Dragoner?" — „Ja!" — „Und standen?" — „Im Regimente S....!" — „Ja, dann geht mir ein Licht auf. Wie kamen Sie zum Abschiede?" — Die Fragen und Aeußerungen des Fremden schienen unserm Tellheim doch etwas zu naiv. Sein Ehrgefühl regte sich. „Ehe ich Ihnen die Fragen beantworte," sagte er entschlossen, „wünschte ich doch erst zu wissen, wer die Fragen thut." —

Der Verwundete, dessen Fuß entzwei geschossen war, war jetzt verbunden. Der Wundarzt mußte ihn aufrichten. Tellheim mußte sich zu ihm vor's Bette setzen; der Verwundete ergriff seine Hand. „Ihr Va=

ter war der erste Freund meines Vaters, des Prinzen Gustav von Dessau. Ihr Bruder stand bei eben dem Regiment, bei dem ich noch stehe, bei dem Regimente Fürst Leopold. Ich bin der Graf Leopold von Anhalt, und reise jetzt zu Haus, um mir die bei Prag zerschossenen Knochen wieder repariren zu lassen. Wir kennen uns nun Beide. Und nun erzählen Sie mir Ihre Geschichte. Dahinter muß etwas stecken; denn um nichts und wieder nichts nimmt kein Tellheim gerade dann den Abschied, wenn die braven Leute nöthig sind." — „Sie kennen meinen Major, den Herrn von W.?" — „Persönlich nicht. Aber das weiß ich, daß er nicht zu den höflichsten und gütigsten gehört." — „Ein Urtheil, das meine Erfahrung bestätigt. Dieser und mein General —" — „Nun freilich, das alte Weib —"

Tellheim erzählte nun die ganze Ge-

schichte. „Wahrhaftig!" fiel der Husar, der Lieutenant Köhler — eben der, der in der Folge als Husaren=General so berühmt wurde — ein, „Ihnen, lieber Camerad, geht es nicht um ein Haar besser, als es meinem General Ziethen ging. Wie ist der chikanirt! Und jetzt muß er doch das Beste thun." — „Davon bin ich Zeuge gewesen bei Prag," sagte Tellheim. „War Ihr General nicht, so ging das Ganze schief."

Beide, die den Reiterangriff unter Ziethens Anführung, mit gemacht hatten, wollten sich nun in eine weitläufige Auseinandersetzung desselben einlassen. „Halt!" sagte der Graf, „dazu habt Ihr Beide ein andermal Zeit. Ich sage das nicht darum, als wüßte ich nichts von dem Tage, an dem mir die Knochen zerschossen sind. Wir hatten den linken Flügel. Unser Regiment und unsere Nachbaren von Möllendorf sind hart

genug daran gewesen. Ich könnte ein Wörtchen mitsprechen. Aber dazu ist jetzt nicht Zeit. Jetzt auf was Anderes zu kommen. Sagen Sie mal, Tellheim, wie können Sie es bei Ihrem Gewissen und bei dem Vaterlande verantworten, wenn Sie sich um ein Paar solcher elenden Leute willen hinter die Fronte ziehen wollen? Lassen Sie sich das lieb seyn; denn Dummköpfe und feige Memmen werden nie chikanirt. Wir Beide werden die Welt nun einmal nicht ändern, in der man gerade die am meisten chikanirt, vor denen man Respect hat. Nachher hat man die beste Revange, wenn Alles sieht, daß man unser einen nicht entbehren kann." — „Das haben wir an unserm Ziethen gesehen!" sagte Köhler. — „Und nun, mit einem Worte, Sie, lieber Tellheim, ziehen den Philisterrock wieder aus. Sie müssen wieder in Dienst." — „Ich, wieder in Dienst? Ich, mit gekränkter Ehre?" — „Wodurch ist denn Ihre

Ehre gekränkt? Etwa durch einen Arrest von acht Tagen? Wer hätte wohl nicht einmal Arrest! Und besonders, wenn man solche Vorderleute hat, wie Sie sie hatten. Herr, ein Arrest, wie Sie ihn hatten, schändet Keinen. Nur ein Schurkenstreich macht Schande, begehe ihn, wer da will. Ich nehme das Capitel Ihrer Ehre auf mich. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie sollen an Ehre gewinnen!"

Natürlich, daß Tellheim nichts Angenehmeres hören konnte. Seit plötzlich gefaßter Entschluß, den Abschied zu nehmen, gereuete ihn gleich in dem ersten Augenblicke, in dem die ruhige Ueberlegung wieder in Reihe und Glied trat. Nur Hitze hatte ihn dazu verleitet, und in dieser Stimmung hatte er Alles das Gute übersehen, was ihm noch übrig geblieben war, die Achtung, in der er stand, die Liebe, die er so ungetheilt genoß; in.

dieser Stimmung hielt er es für entehrend, auch nur einen Schritt zurück zu thun, den er einmal vorwärts gethan hatte. Jetzt dachte er anders. Jetzt wünschte er, daß irgend Jemand ihn dazu bestimmen möchte, wozu das eigene Herz ihn nur zu bald aufforderte.

Er schwankte. Der Graf sah mit Vergnügen, daß Tellheim unruhig wurde. „Ich rechne auf Sie, als Freund meines Vaters und Bruders," sagte Tellheim nach einiger Ueberlegung. „Aber in mein voriges Regiment gehe ich nicht, so lange der General und der Major noch darin stehen!" — „Ganz Recht. Das sollen Sie auch nicht. Sie sind hitzig, haben das Herz auf dem rechten Fleck, und fühlen sich; das gäbe über lang und kurz wieder Händel. Für Ihre gute, ehrenvolle Anstellung sorge ich. Lieber Köhler, Sie müssen heute schon einmal meinen Ge-

kretair machen. Ich dictire Ihnen einen Brief an meinen Onkel, und Tellheim übergiebt diesen selbst. Auch an den Oberst Seydlitz sollen Sie ein Schreiben aufsetzen." Mit der größesten Bereitwilligkeit erbot sich der Husar dazu. Der Graf freuete sich des Entschlusses Tellheims. — „So ist's Recht, Freund!" sagte er. „So muß man einen kleinen Uebereilungsfehler gut machen. Glauben Sie denn, daß die braven Männer so häufig da sind, daß man auch nur einen übrig hätte. Sie wissen doch, wie die Armee bei Prag filtrirt ist? Sie wissen doch, daß Tausende da begraben sind? Herr, ich könnte böse auf Sie werden, wenn Sie sich länger geweigert hätten. Setzt Sie der König — und ich glaube fast, daß er von Ihrem Handel gar nichts weiß; Ihrem General und Ihrem Major traue ich schon einen solchen Pandurenstreich zu. Setzt Sie der König wieder in Ihr voriges Regiment, so wissen

Sie, wie Sie sich zu nehmen haben. Was Sie nicht angeht, da laufen Sie sich die Nase nicht breit, und will Sie Jemand chikaniren, so wissen Sie, was Sie sich schuldig sind. In einer Stunde haben Sie die Briefe, und dann in Sattel. Und nun kein Wort mehr. Ich freue mich Ihrer Bekehrung."

Mit frohem, leichtem und dankbaren Herzen verließ Tellheim den Graf. Die Zukunft erschien ihm wieder in einem schönern Lichte; er sah sich wieder in dem Wirkungskreise, für den er ganz geschaffen war. Seine Freude war so groß, daß er dem General und dem Major gern vergab, was sie ihm verursacht hatten; er freuete sich des Augenblicks, in dem er den Pallasch wieder anschnallen konnte, in dem er sich wieder vor dem Zuge einer Escadron sah. Nach einer Stunde trat er ins Zimmerchen des Grafen.

In seinen Augen glänzte eine ehrenvolle Thräne, da der Graf ihm die beiden Briefe reichte. Mit Dank verließ er ihn und den braven Husaren, der in dem Augenblick der Trennung ein heiliges, festes Band der Freundschaft mit Tellheim knüpfte.

Die blutige Schlacht bei Prag gehörte, wie die fürchterliche Nachtschlacht bei Hochkirchen, in der Geschichte der Kriege zu denen, die die Erwartungen der ganzen Welt täuschen, und die berühmter sind wegen der Folgen, die sie nicht hatten, als wegen der Wirkungen, die sie in der That hervorbrachten. Man sah dem Augenblick entgegen, in welchem das in Prag eingeschlossene Heer der Oesterreicher als kriegsgefangen das Gewehr strecken würde. Selbst in Wien zitterte man bei dem Gedanken, die Preußen, die acht Siege erfochten hatten, nächstens vor den Thoren der kaiserlichen Residenz zu sehen.

Selbst die Monarchen, die mit Oesterreich im Bunde standen, Rußland und Frankreich, schienen mit den Marschbefehlen an ihre Heere zu zaudern. Nur einige von Deutschlands Fürsten suchten, als Vasallen des Kaiserthrones, ihre Treue gegen Oesterreich durch Verstärkung ihrer Heere und durch eiligere Marschordres zu zeigen. Am auffallendsten ist's, daß gerade die, die am wenigsten im Stande waren, den Kaiserthron zu stützen, am eifrigsten bemüht waren, ihren Vasallen-Eid zu erfüllen.

Es gehört hier nicht her, weiter aus einander zu setzen, wie der unglückliche achtzehnte Junius durch die Schlacht bei Collin die Preußen um ihre Hoffnungen brachte, und die Oesterreicher von ihrer Furcht befreiete. Ehe dies geschah, nahm sich Friedrich vor, die Vasallen Oesterreichs, die deutschen Fürsten zu züchtigen. Zu diesem Geschäfte wurde

ein bedeutender Theil der sogenannten Frei-
corps gebraucht. Diese Art Truppen, die
wegen der vielen leichten Truppen im feind-
lichen Heere errichtet war, waren aus Aben-
theuerern, Ueberläufern und nicht selten aus
losgelassenen Festungsgefangenen zusammen
gesetzt. Ihre Kleidung war auszeichnend,
ihre Officiere nur für die Dauer des Krie-
ges, selbst oft ohne Patent angenommen; sie
hatten keine Fahnen, keine Zelte, und wur-
den gewöhnlich zu dem ersten Einrücken in
feindliche Länder gebraucht. Diesen Vorzug,
in solchen feindlichen Provinzen, die noch
nicht ausgesogen waren, die ersten Gäste zu
seyn, mußten sie aber oft theuer bezahlen.
Auf strenge Moralität konnte man bei ihnen
nicht rechnen; aber auf Tapferkeit und Kühn-
heit, in denen sie nicht selten die Feldregi-
menter weit hinter sich zurück ließen. In
dieser letzten Hinsicht waren sie sich alle gleich;
weniger waren sie es in Sittlichkeit, da ihre

Officiere oft selbst die empörendsten Beispiele gaben, und unter der Firma des Krieges sich Alles erlaubten, was nicht geradezu und mit bestimmten Ausdrücken verboten war.

Das auffallendste Beispiel davon gaben die sogenannten Etrangers Prussiens; dies Freicorps, das ein französischer Abentheuerer, la Badie, aus lauter Landstreichern errichtet hatte, rebellirte gleich bei dem ersten Ausmarsch aus Leipzig. Des Plünderns gewohnt, erbrachen sie die reich gefüllte Regiments-Casse, wobei die Capitains Fontaine und Merlin, nebst dem Lieutenant Estagncle die Haupträdelsführer waren, sie erschossen den Major, nebst einigen andern Officieren, plünderten deren Bagage und zogen so nach Altenburg, wo sie sich an die Reichstruppen schlossen.

Weit verschieden von diesen waren die

Freicorps, die der nachmalige General Wunsch, Quintus Icilius, Meyer, Kleist und andere mehr, errichteten und anführten, die nicht selten mit den Linienregimentern in Schlachtordnung traten, und mit der Tapferkeit alter Haustruppen stritten.

Diese Bataillons waren jetzt dazu bestimmt, einen Einfall in das Reich zu thun und die Folgen des Sieges bei Prag — denn noch war die Schlacht bei Collin nicht verloren — zu verbreiten. Der Oberst Meyer, der Sohn eines Marqueurs in einem Caffeehause zu Wien, einer der kühnsten, aber edeldenkendsten Abentheurer, war beauftragt, mit einem Corps von fast drei tausend Mann, den fränkischen Kreis heimzusuchen. Seine Begleiter, kühn und tapfer wie er, freueten sich auf den Besuch solcher Länder, deren Einwohner unter dem bischöflichen Krummstabe glücklicher lebten und wohlhabender wa-

ven, als die Bewohner anderer Länder. Dieses Corps war fast marschfertig; nur fehlte es ihm noch an hinlänglicher Reiterei, die der König bei der immer anwachsenden Macht des General Dauns, der sich ihm bis Kuttenberg schon genähert hatte, um Prag zu befreien, nicht entbehren konnte. Troß der Unordnung, die in dem eingeschlossenen Prag herrschte, und durch den immer mehr überhand nehmenden Mangel an Allem, täglich vermehrt wurde, zog sich die Belagerung doch immer noch in die Länge. Schreckliche Gewitter mit fürchterlichen Ueberschwemmungen hinderten die Preußen in ihren Belagerungsarbeiten, und Ungeduld und Mißmuth zeigten sich im Lager der Preußen um so mehr, da die Arbeiten, durch den Umstand, daß Friedrich mit einem großen Theil der Belagerungs-Armee dem Feinde entgegen ging, sich zu sehr häuften und zu ermüdend waren.

Tellheim — um nach dieser Abschweifung wieder auf diesen zurück zu kommen — hatte noch an eben dem Tage seine Rückreise mit ungleich leichterm Herzen angetreten. Er kam in St. Victoria des Abends an. Von den Veränderungen in der Stellung der Belagerungs-Armee wußte er nichts. Wie wunderte er sich, da er hier das Grenadier-Bataillon Dähringshofen, nebst dem ersten Bataillon des Regiments fand, das sein Vater einst commandirt hatte. Seine Geschichte, die er den Freunden seines Vaters — und viele waren noch da, die seinen Vater gekannt und geschätzt hatten — erzählte, machte Aufsehen. Jeder bemühete sich, dem Sohn das durch Freundschaft zu vergüten, was der Vater um sie verdient hatte.

Tellheim blieb einen Tag bei ihnen, und reisete nun über die bei Branick geschlagene Schiffbrücke nach der Sassawa, wo er den

Prinz Moriz, dem er empfohlen war, zu finden hoffte. Sein Wunsch würde erfüllt. Er erfuhr, daß der Prinz in Kaurzim war, wo sich auch das Hauptquartier des Königs befand. Welche unerwartete Freude für Tellheim, da er hier einen Theil seines ehemaligen Regiments, und insbesonderd seiner Escadron auf der Wache fand! Mit lauter Freude bewillkommenten ihn seine alten Gefährten, und mit eben so lauter Freude führten sie ihn zu dem Prinzen, der sich den Lärmen der Dragoner gar nicht erklären konnte. Aber, wer malt auch seine Verwunderung, da er im Zimmer des Prinzen, nebst dem General Ziethen und dem Obersten Seydlitz, seinen ehemaligen General sah. Er gab seine Briefe ab, indeß der General sich mit ängstlicher Verlegenheit näherte. Seydlitz sah Tellheimen schärfer an; selbst während des Lesens des Briefes blickte er ihn oft an. — „Jetzt erinnere ich mich Ihrer, Tellheim,"

sagte der Oberste mit der ihm ganz eigenen Güte, und machte nun den General Ziethen mit dem Inhalte des Briefes bekannt. Der Prinz unterhielt sich mit Tellheim, der ganz offenherzig seine Geschichte erzählte, die der Prinz mit Freundlichkeit — die aber Ziethen mit Ernst anhörte. Der General war schon verlegen, da er Tellheimen sah, aber ungleich mehr wurde er es, da Ziethen ernster und nicht ohne Unwillen über das Benehmen des Majors und selbst des Generals sprach, der jetzt in seiner Verlegenheit Tellheimen auf des Prinzen Frage das rühmlichste Zeugniß gab. —

Tellheim, mit seinem offenen und edlen Benehmen, gewann um so mehr bei Ziethen, je verlegener der General durch das Lob wurde, das der Prinz allen denen beilegte, die den Namen Tellheim führten. — „Ja, Dienste müssen Sie wieder nehmen," fiel Zie-

then ein. „Jetzt bietet sich eine schöne Gelegenheit an. Eine Gelegenheit, bei der Sie um so mehr Nutzen stiften können, je weniger Sie Vorderleute haben, die Ihnen, wie ein Judas, auf den Dienst passen. Oberst Meyer geht in wenig Tagen ab, um die fränkischen Bisthümer und die Herrschaften in Regensburg heim zu suchen. Es fehlt ihm an einem tüchtigen Anführer seiner Reiterei. Der Posten ist wie für Sie gemacht; denn es muß ein Mann an die Spitze, der mit Tapferkeit ein gutes Herz verbindet. Das Ganze artet sonst in eine Bande aus, die durch ihre Schandthaten nur Unsegen und Fluch über das Heer bringt. Sind Sie damit zufrieden, wenn ich Sie zum Anführer der Reiterei mit Majors-Range mache?" — „Ich finde dies Glück fast zu groß für mich; ich möchte nicht gern Andern so auffallend vorgezogen werden." — „Auffallend vorgezogen? Das wüßte ich nicht. Nach Ihrer

Tour mußten Sie jetzt Stabs-Capitain seyn, wenn Sie vorgeschlagen wären. Der Posten als Major der Frei-Dragoner, ist schon Zweien angeboten, die ihn ausschlugen, weil der Oberst Meyer bürgerlich ist. Bestimmt dieser Umstand Sie etwa auch?" — „Nicht im Geringsten, Herr General. Glaubt der König, daß der Oberst Meyer ein Mann ist, der dem Ganzen vorzustehen im Stande ist, so ist das auch mein Glaube. Ich werde diesen Mann so gut, als meinen Chef ansehen, als wenn er ein königlicher Prinz wäre." — „Brav. Sie nehmen den Posten also?" — „Mit dem größesten Vergnügen. Ich verspreche Ihnen, meinen letzten Tropfen Blutes für den König zu opfern." — „Das kann ich mit Recht von Ihnen erwarten. Sie haben Ihren Eifer schon oft gezeigt. Aber nur die eine Bitte: Ihr Chef, der Oberst Meier, ist ein kühner, tapferer Mann; ein Mann, der, wenn er ruhig ist, das edelste

Herz hat. Aber, er hat zwei Fehler, die Sie bald an ihm entdecken werden. Verfällt er in diese, dann ist er nicht der gute, edle Mann mehr. Suchen Sie sein Zutrauen zu gewinnen, und dazu gehört nur eine gewisse Rechtlichkeit, ein anständiges, männliches Betragen. Sie werden dies bald werden, was Sie werden müssen — sein Freund; und als solcher können und müssen Sie vieles verhindern, was keinen Segen bringt. Er hat drei Freicorps. Sie wissen, was für Leute diese sind. Kommen Sie erst ins Reich, so werden Ihnen die Reiter zuströmen. Mancher wird unter diesen seyn, der, wenn er auch nicht schon unterm Galgen gestanden hat, doch gewiß verdient, darunter zu stehen. Ich mache es Ihnen zur Pflicht, alle Excesse zu verhüten, die Fluch und Schande über unser ganzes Heer bringen können. Nun gehen Sie in Gottes Namen. Mit diesem Papiere reisen Sie nach Com=

motau, wo Sie den Oberst Meyer finden werden."

Tellheims edles Herz war durch die Worte dieses trefflichen, hochherzigen Generals gerührt. Mit Freude fühlte er es, daß gerade die Grundsätze, die der edle Ziethen hier äußerte, auch die seinigen waren. Mit vollem Gefühl reichte er dem herrlichen Manne die Hand. Mit festem Entschluß, das zu halten, was er versprach, versprach er alles zu thun, was seine Kräfte erlaubten. Selbst der General seines ehemaligen Regiments, der doch sein Freund nicht war, wurde durch Ziethens Worte und durch Tellheims Benehmen gerührt. — „Haben Sie, lieber Herr Major, noch eine Bitte an mich," sagte er, „so thun Sie sie dreist. Ich erfülle sie." — In dem Augenblick dachte Tellheim an seinen treuen Werner. Diesen um sich zu haben, war jetzt der einzige Wunsch seines

Herzens. Er äußerte diesen gegen den General, der ihn auch gleich erfüllte.

Werner wurde gerufen. Er hatte seinen ehemaligen Lieutenant heute noch nicht gesehen, weil er gerade auf der Wache war und abgelöset werden mußte. — „Will Er als Wachtmeister mit Seinem Major gehen?“ fragte der General. Eine Frage, die Werner natürlich gleich bejahte.

„Nun nehmen Sie sich noch einen vertrauten Kerl zum Reitknecht mit,“ fuhr der General fort, „damit Sie nicht gezwungen sind, dort einen Taugenichts zu nehmen.“ — „Herr Major,“ fiel der durch Freude ganz außer sich gesetzte Werner ein, „dann nehmen Sie unsern alten Just mit. Ein ehrlicheres Blut giebt es im ganzen heiligen römischen Reiche nicht.“ — Er ging, diesen zu rufen. — „Lieber Major,“ sagte Ziethen, „da haben

Sie ein Paar treffliche Leute, wenn der Just so ist, wie ihn der Wachtmeister rangirt. Auf die können Sie sich verlassen, und Sie werden manches Verdrusses überhoben seyn."

Tellheim verließ dankbar das Zimmer, auf welchem er den Prinz Moriz, Ziethen und Seydlitz getroffen hatte. Alle Drei unterhielten sich noch über ihn, da er längstens weggegangen war. Selbst der General, der ihn freilich am besten kennen mußte, war unerschöpflich in Tellheims Lobe. — „Dann hätten Sie dem Manne ganz anders begegnen müssen," fiel Ziethen etwas unwillig ein. — „Ich hoffe, er wird sein Glück doch machen," sagte Seydlitz. — „Meinen Sie?" war Ziethens Antwort. — „Ich zweifele. Ist sein Dienstfehler vergrößert dem Könige vorgebracht, dann hat der einmal ein Vorurtheil wider ihn, und es muß mit einem Wunder zugehen, wenn er wieder ans Brett

kommt. Ich weiß das aus meiner eigenen Geschichte."

Voll der schönsten Hoffnungen, dankbar in der innigsten Freude, ritten die drei guten Menschen fort. Sie kamen wieder durch das Belagerungsheer von Prag, wo Tellheim jetzt in einer ganz andern Stimmung, mehrere seiner alten Bekannten und Freunde sprach. Schon den zweiten Abend kam er in Commotau an. Kaum war er im Stande, in diesem Städtchen unterzukommen; denn er trug immer noch seine bürgerliche Kleidung. Sein erster Weg war zu seinem Obersten. Beide kannten sich noch nicht. Tellheim übergab ihm Ziethens Brief. Dies vermehrte die Achtung, die der brave Oberst gegen den braven Anführer seiner Reiterei empfand, und schon bei dem ersten Anblick Tellheims gefühlt hatte. — „Gottlob!" rief er, „da reißt mich der General aus einer

großen Verlegenheit. Ich verstehe vom Cavalleriedienste nichts, und noch weniger bin ich im Stande, einen Chef derselben zu wählen. Auf Ehre, funfzig haben sich gemeldet, aber unter diesen ist auch nicht einer, den ich auch nur eine Patrouille könnte machen lassen. Lauter junge, geschniegelte und geschnürte Püppchen, die mit den Mutterpfennigen in den Taschen klingern, und die bloß Anführer meiner Dragoner und Husaren werden wollten, um nachher im Dollman oder in der Uniform der gnädigen Mama und den Mädchens von ihrem Soldatenstande etwas vorwindbeuteln zu können. Es ist gut, daß Sie gekommen sind. Ich bin der Sorge nun überhoben, und manchem Verweise komme ich aus dem Wege; denn recht hätte ich's doch, bei dem besten Willen, nicht gemacht. Nun richten Sie alles ein, wie Sie es für gut finden. Hier ist der Etat. Sehen Sie, hier ist die Vorschrift wegen der

Infanterie und der Jäger — die geht Sie nicht an. Aber hier, sehen Sie, hier — da ist das Capitel von der Cavallerie. Dreihundert Dragoner und zweihundert Husaren."

Tellheim sah Alles durch. Der Oberste fuhr fort: „Und Alles ist schon da; Pferde, so schön, daß der König sie nicht besser aufzuweisen hat; und Kerls, Herr Oberstwachtmeister, auf Ehre, Eichbäume können sie aus der Erde reißen. Wo die weggehen, da bleibt kein Anderer stehen. Kommen die erst in Feindes Land, und besonders in die Klöster, Herr, da bleibt nichts liegen, als glühende Kohlen und Mühlsteine." — „Ich hoffe zu Gott, daß dieser letzte Zug in dem Gemälde etwas zu dichterisch ist. Bei meinen Dragonern und Husaren würde ich wenigstens Excesse dieser Art etwas strenge bestrafen lassen. Mit Ihrer Infanterie, Herr Oberst, halten Sie es, wie Sie wollen; nur

muß ich bitten, verhindern Sie es ja, daß mir dergleichen Helden nicht etwa in den Wurf kommen." — Der Oberste sah den Major nicht ohne sichtbare Verlegenheit an. Der Mann sagte dies ohne Poltern, ohne Lärmen, so ruhig, daß man bald den Ernst davon sah. Eine Achtung, wie man sie gewöhnlich dann empfindet, wenn man unter vier Augen mit einem rechtlichen Manne spricht, erfüllte des Obersten Herz.

Tellheim fuhr fort: „Und warum sollen denn eben die Klöster der Schauplatz werden? Warum sollen diese stillen Zufluchtsörter es gerade entgelten müssen?" — „Sehen Sie, lieber Oberstwachtmeister, das ist eine Sache, die ich für meine Person nur ganz allein abzumachen habe. Ich sollte Mönch werden. Meine Mutter — denn meinen Vater fragte man nicht — hatte mich zum Klosterleben bestimmt. Zweimal entlief

ich, und zweimal griff man mich wieder. Man sperrte mich ein; ich habe Schläge, Hunger, Gefängniß und Gott weiß, was noch alles, ertragen müssen, ehe ich das drittemal so glücklich war, zu entkommen. Und, glauben Sie es mir, es würde mir auch diesmal nicht gelungen seyn, wären nicht zwei andere Novizen mit mir durchgegangen. Wir wurden Soldaten, und gewiß hätte man uns wieder ausgeliefert, hätte unser König Friedrich nicht den Krieg angefangen." — „Doch wahrscheinlich nicht Ihretwegen?" — „Das nicht. Aber die Regimenter mußten vollzählig seyn, und da waren die Hauptleute nicht so fromm, daß sie unsern wahren Namen nannten. Als ich merkte, daß der Friede nahe war, ging ich durch. Meine beiden Cameraden sind glücklich wieder in ein Kloster gesteckt. Und das muß ich rächen." — „Das können Sie. Nur muß ich meine Bitte wiederholen, nehmen Sie meine Reiter

nicht dazu. Ueberhaupt — wir sind jetzt Beide allein, Herr Oberst — thun wir wohl, wenn wir uns Einer mit des Andern Grundsätzen bekannt machen. Wir wissen dann am besten, wie wir uns gegen einander zu nehmen haben. Meine Fehler will ich Ihnen ganz offenherzig entdecken. Ich habe Zeit und Gelegenheit genug gehabt, mich zu prüfen."

Es macht Beiden Ehre, daß sie die erste Stunde, in der sie zusammen waren, sich Einer dem Andern offenherzig entdeckten. Der Oberst war ein Mann von edlem Herzen und Anlagen; nur war er in seiner Erziehung verwahrloset. Hierin lag der Grund, daß er manchem Fehler zu sehr huldigte, und von mancher stürmenden Leidenschaft sich nur zu leicht hinreißen ließ. Möglich, daß hundert Andere die Stunden eines solchen Gespräches als Feinde geendigt haben würden.

Meyer Mey[illegible] und Tellheim wurden und blieben Freunde. Eine wechselseitige Achtung knüpfte Beide an einander. Mehrere schöne Stunden dieses schönen Abends waren vergangen, als der dritte edle Mann sich in dem Bunde einfand. Dies war der Hauptmann Wunsch vom Freibataillon Anganelli, das mit in dem Meyerschen Corps stand. Wunsch, einer der Wenigen, die in Friedrichs Zeitalter den Adel durch eigenes Verdienst erwarben, war damals der jüngste Hauptmann, und starb dreißig Jahr nachher als General von der Infanterie. Ein Beweis seiner grossen Vorzüge, durch die er in dem siebenjährigen Kriege eine so wichtige Rolle spielte.

Manche Menschen gewinnen sich gleich im ersten Augenblick lieb. Ein gewisses unerklärbares Gefühl bürgt ihnen wechselseitiges Zutrauen, wechselseitige Freundschaft. So ging es Tellheim mit dem Hauptmann Wunsch.

Beide waren kaum eine Stunde zusammen, als es ihnen schon däuchte, Jahre lang in näherer Verbindung gewesen zu seyn. Wunsch nahm Tellheim mit in sein Quartier; der gröſseste Theil der Nacht verging den beiden Freunden unter der Mittheilung der Geschichte ihrer Schicksale, die bei Beiden das Gleiche hatten, daſs Beide ein Gegenstand der Chikane gewesen waren. Wunsch hatte in bairerischen Diensten gestanden, und war mit einem ins holländische Militair überlassenen Husarenregimente in letzterm Dienst Hauptmann geworden. Seine Glücksumstände — er war keiner der Reichern — waren Ursach, daſs man ihn zurücksetzte. Er wählte Friedrichs Heer, und jetzt fand er an Tellheim einen Freund, wie er ihn lange vermiſst hatte.

Am folgenden Morgen musterte Tellheim seine Reiterei. Der Oberste hatte in seiner

Schilderung nichts übertrieben. Pferde und Leute waren schön. Die Uniform, grün mit hohen Bärenmützen, gab dem Ganzen ein schönes kriegerisches Ansehen. Aber zugleich sah auch Tellheim bald, daß der Oberste in Hinsicht der Erwartung, von seinen Kriegern nicht zu sehr ins Große gemalt hatte. Manches Gesicht war von der Art, daß es recht gut die Stelle eines offenen Steckbriefes vertreten konnte; aus manchem tief liegendem, unter dem Berge hervor sehendem Auge las man deutlich die Geschichte einer Reihe Verbrechen, und es gehörte wenig prophetischer Geist dazu, die wahrscheinliche Todesart Manches unter diesen zu bestimmen.

Der Oberste schien weniger daraus zu machen, ob Tellheim bei dem Anblick manches unter diesen Streitern die Stirn in finstere Falten zog, oder mit dem heitern Blick des, das Beste hoffenden, Jemanden ins

offene, ehrliche Gesicht sah. Mehr den Körper und die Haltung des Soldaten, als dessen Denkungsart berücksichtigend, lobte er viele, bei deren Blick Tellheim den innersten Widerwillen empfand. „Ich errathe Ihre Gedanken, lieber Major," sagte er. „Ich gebe Ihnen gern zu, daß mancher von denen, die ich lobe, nicht einen Schuß Pulver werth ist. Aber, man kann solche Leute bald bessern und zu den bravsten Soldaten machen, wenn man nur dahin sieht, daß sie nie Mangel haben, und wenn man lieber, besonders in Feindes Lande, immer fünfe gerade seyn läßt. Hilft das nicht, dann hilft Strenge; dann lasse ich so lange prügeln, bis ein solcher Kerl brav ist. Das Manövre hat mich noch nie getäuscht." — „Meine Erfahrungen gehen so weit noch nicht," war Tellheims Antwort. „Bei unserm vorigen Regimente war es nicht anwendbar." — „Ich glaube es. Ihr Regiment hatte einen festen Can-

ton, aus dem es seine Leute bekam. Die, die ich hier habe, sind aus aller Herren Länder, wie durch einen Kieselwind, zusammengeweht. Aber ins Feuer gehen sie wie zum Tanze. Brav sind sie; nun, daß sich der liebe Gott der Wirthe erbarmen muß, wo sie ins Quartier kommen, das versteht sich von selbst." — Tellheim schwieg ein Weilchen. — „Und das können Sie nicht ändern?" — „Je nun, wenn ich es so recht darauf anlegte, wohl; aber ich mag es nicht ändern. Es gehört mit dazu. Die Könige und Fürsten, die uns nöthig haben, sehen uns durch die Finger; also müssen wir es den Soldaten auch thun." — „In der That, Herr Oberst, Sie sagen mir etwas ganz Neues. Ob der König uns durch die Finger sieht?" — „Ganz gewiß, weil er uns nöthig hat. Wird es Friede, dann können wir gehen, wohin wir wollen. Was wir während des Krieges mit den Zähnen und mit dem Geld-

beutel davon tragen, ist alles, was wir mitnehmen. Sie hätten nur sehen sollen, wie es der Trenk, der Menzel und Petrasch im Elsaß und in Frankreich mit ihren Freicorps gemacht haben. Lieber Major, gegen die sind die Unsern wahre Engel Gottes."

Tellheim antwortete auf diese Aeußerungen nichts. Er wußte, daß sie nicht Folgen der Grundsätze des Obersten waren, sondern daß es bloß in seiner verwahrloseten Erziehung und in seinem Haß gegen Alles, was nicht preußisch dachte, lagen. Nur gegen seinen Freund, den erfahrnen und ältern Wunsch, äußerte er seine Grundsätze. Beide machten es sich zur Pflicht, jeden Exceß zu verhindern. Tellheim wurde über das, was er gehört und was er heute alles gesehen hatte, etwas unruhiger.

Stiller und die wirksamsten Mittel über-

denkend, saß er auf seiner Stube, als der brave Werner eben so unruhig zu ihm trat. „Nun, Wachtmeister, was giebts?“ — „Hätten Beide bei unserm Regimente bleiben sollen!“ — „So? Mit Dir ging das wohl; aber mit mir war das eine andere Sache.“ — „Unsere Dragoner waren doch ganz andere Leute, brav, fromm, rechtlich. Aber dies Gesindel! Da habe ich die Bagage des einen nachgesehen. Können Sie es glauben, daß der Kerl Dietriche bei sich hatte, die er mir mit eben der Unbefangenheit zeigte, als wären sie Putzzeug? Ja, sogar einige Zigeuner und Juden waren unter dem Volke.“ — „Ich denke, Werner, wir wollen das unnütze Gesindel schon ausmerzen, und die Bessern bei der Cavallerie behalten.“ — „Wird viel abwerfen, Herr Oberstwachtmeister! Wahrhaftig, Sie bekommen keine zehn Rotten, von denen Sie nicht bestimmt sagen könnten, daß sie am Galgen, oder wenigstens im Ge-

schmeide des Grobschmieds sterben. Ich verliere allen Muth. Es war doch eine ganz andere Sache, wenn wir so — Sie vor der Fronte und ich auf dem Flügel — mit frommen Soldaten ins Feuer jagten; mit Leuten, denen man es ansah, daß sie mit Gott und mit ihrem Gewissen auf einem guten Fuß standen. Aber mit diesem Gesindel?" — „Nun, verliere nur den Muth nicht. Es soll schon werden. Gottlob, daß ich noch aussuchen kann, wen ich haben will, und daß die Officiere rechtliche Männer sind."

Freilich gab Werner Recht, aber mit einigem Kopfschütteln. Tellheim, dem sehr daran gelegen war, des Königs Zutrauen wieder zu gewinnen, und das wirklich zu erfüllen, was Ziethen von ihm sich versprach, griff das Ganze mit allem dem Ernste an, mit dem auch das schwerste Geschäft gewöhnlich zu gelingen pflegt. Das Officiercorps

seiner Cavalleristen bestand freilich größtentheils aus Jünglingen, die mehr um der Abentheuer, als aus wahrer Liebe zu dem Könige, die Waffen genommen hatten; aber alle waren sie sonst gute, frohe Menschen, die auf Ehre hielten; die mitunter wohl manchen Leichtsinn, aber keine schlechte Handlung auf ihrem Gewissen hatten. Tellheims Benehmen gewann sie ganz. Unter dem Vorwande, sie im Dienste zu unterrichten, flößte er ihnen unbemerkt seine eigenen Grundsätze ein, und wußte diese ihnen so wichtig zu machen, daß sie ihre freien Stunden weit lieber in der Unterhaltung mit ihrem Major, als hinter den Karten oder der Flasche hinbrachten. Sobald Tellheim dies erreicht hatte, fing er mit den Soldaten an, strenger zu Werke zu gehen. Er erklärte ihnen gerade heraus, daß die geringste Niederträchtigkeit mit Abgeben an die Infanterie bestraft werden würde. Drei oder viermal war dies

der Fall, und da gerade die schönsten Leute des ersten Zuges es waren, die unter die Infanterie von Lüderitz abgegeben wurden, so machte diese Strenge so viel Eindruck, daß jeder, selbst die Leichtsinnigsten, sich hüteten, des Majors Zutrauen zu verlieren. In Tellheims klugem Benehmen lag der Grund, daß diese Reiterei, die in der Folge mit den Kleistischen grünen Freidragonern verbunden wurde, sich zu einem edeln und musterhaften Corps hob, das selbst Seydlitz, in der Schlacht bei Freiberg, dem Feinde entgegen führte.

Die kleine Executionsarmee, mit welcher der Oberst Meyer das Reich heimsuchen sollte, war nun im Stande. Es war jetzt die erste Hälfte des Junius, als diese Preußen die Gegend von Commotau verließen, und unerwartet in der Ober-Pfalz erschienen. Von hier ging Meyer nach Franken, wo da-

mals die freie Reichsstadt Nürnberg und das Bisthum Bamberg durch Anhänglichkeit an das Kaiserhaus von Oesterreich sich ausgezeichnet hatten. Diese beiden sollten die Geissel des Krieges um so härter fühlen, je mehr sie an Oesterreich hingen. Der Wohlstand, den Kunstfleiß und Fruchtbarkeit hier verbreitet hatte, war eine zu reizende Lockspeise für Meyers beutesüchtige Freiwillige, als daß diese nicht ihre Schritte beflügelt haben sollten, um nur recht bald dort zu seyn.

Es war den vierzehnten Junius, als Tellheims Husaren und Dragoner, die des Nachts den Weg über Altorf gemacht hatten, in der Gegend des sogenannten Gleyshammers vor Nürnberg bei Aufgang der Sonne ankamen. Bekannt mit der Schwäche der Stadt, die durch lauter alte Observanzen regiert wird, machten es sich die Reiter bequem, und erwarteten die ihnen folgende

Infanterie. Eine Erscheinung dieser Art war den friedlichen Nürnbergern zu neu, als daß nicht Alles hinaus gegangen seyn sollte, die bärtigen und so auffallend gekleideten Gäste näher kennen zu lernen. Harmlos und unbefangen gingen sie zwischen den Abtheilungen dieser Fremdlinge herum, sie sprachen mit ihnen, wie mit erwarteten Freunden, die man mit seinen Verhältnissen bekannt machen müsse. Einige Stunden hatte diese treuherzige Unterhaltung gedauert, die Truppen hatten sich von dem Marsch ausgeruhet, und das Vorurtheil, das man in dieser Reichsstadt gegen die Preußen hatte, fing schon an, in ein gewisses Vertrauen auszuarten, als Meyer in eben dem Augenblick, in welchem er einen außerordentlichen Zug aus dem Frauenthore kommen sah, seinen Scharen befahl, zum Gewehr zu greifen und aufzumarschiren. Der Zug kam näher. Er bestand aus den Abgeordneten der Oberhäupter dieser Stadt,

und aus einer Gesellschaft solcher Bürger, die einigen Antheil an der Regierung dieser Republik hatten. Alle diese sahen die Ankunft der Preußen aus einem ganz andern Gesichtspunkte an, als jene harmlosen Neugierigen es gethan hatten. Sie sahen in ihnen die Feinde des, bei ihnen Alles geltenden Kaiserhauses, und im Gefühl ihrer Würde wagten sie es, dem Oberst Meyer Vorwürfe über seinen Einfall in Franken zu machen, und Schadenersatz von ihm zu fordern. Meyer, der die Ohnmacht dieser Stadt und den lächerlichen Familienstolz der Oberhäupter derselben kannte, nahm bei diesen Aeußerungen in einer schalkhaften Laune eine devote Miene an, und stand, dem Anscheine nach, verlegen und ängstlich da. Die Abgeordneten fühlten sich schon in ihrer Macht um so größer, je mehr sie bemerkten, daß die Tausende der gegenwärtigen Mitbewohner ihrer Stadt mit verdoppelter Ehrfurcht auf

ihre Obrigkeit sahen, als Meyer mit einer ernsthaften Miene seinem Corps befahl, zu präsentiren. Dann wandte er sich zu den Abgeordneten, erklärte ihnen, daß er Anführer eines Theiles des preußischen Heeres sey, und daß er jetzt die Uebergabe ihrer Stadt verlange. Zugleich ersuchte er sie, ihm und seinen Truppen Platz zu machen, damit er einrücken könne. „Was ich von Ihrer Stadt verlange, soll Ihnen sogleich bekannt gemacht werden!" — Mit diesen Worten befahl er: „Marsch!"

Tellheims Reiterei waren die ersten, die sich auf die Heerstraße schwenkten; erschrokken und zitternd flohen die Einwohner nach allen Seiten hin, und ehe eine Stunde verging, standen die Preußen in den Straßen und an Nürnbergs Thoren. Meyer ging mit mehreren Officieren auf das Rathhaus, wo sich indessen die Häupter des Staats versam-

melt hatten. Mit wenigen, aber desto eindrücklichern Worten eröffnete er ihnen die Absicht seiner Ankunft; sie bestand in nichts Geringerm, als in einer Summe von hunderttausend Gulden, Tuch für sein Corps, Räumung des Zeughauses, Uebergabe der Schlüssel der Stadt und völlige Neutralität während des ganzen Krieges. Natürlich, daß man zauderte; indeß die Sieger bei Prag, die mit jedem Augenblick die Uebergabe dieser Stadt und die Gefangennehmung des eingeschlossenen Heeres erwarteten, hielten sich nicht verbunden, auf die Bedenklichkeiten zu achten, die man ihnen entgegen stellte. Alles wurde um so mehr bewilligt, da dies der erste Besuch dieser Art war.

Meyer wollte Nürnberg zu dem Mittelpunkte seiner Streifereien in Deutschland machen. Schöner konnte er ihn nicht wählen, als hier im Herzen Deutschlands, wo er, ge-

schützt durch Friedrichs Macht, überall hinwirken konnte. Die Räthe in Regensburg zitterten bei dem Gedanken an diese gefährliche Nachbarschaft, und der Eifer der Fürsten Deutschlands, den Kaiserthron zu stützen, erkaltete fast ganz, als die unglückliche Schlacht bei Collin den Sachen eine ganz andere Gestalt gab. Noch waren die Preußen nie besiegt. Eine Niederlage dieses Volkes gehörte unter die Wunder, und mußte um so größere Wirkungen hervorbringen, je weniger man darauf gerechnet hatte.

Es war den zweiten Tag nach der Einnahme von Nürnberg, als ein von Prag nach Paris gehender kaiserlicher Courier an dem Thore von Nürnberg ankam. Freilich wunderte er sich sehr, diese Stadt von Preußen besetzt zu finden, die ihn fest hielten; aber er hatte doch Gelegenheit, den Nürnbergern die verlorne Schlacht der Preußen

und zwar sehr vergrößert, bekannt zu machen. So wie diese Niederlage für die mächtigern Feinde Friedrichs das Signal zum Anmarsch war, so war sie es auch für die kleinern Bundesgenossen des kaiserlichen Thrones, die kleinern Fürsten Deutschlands. Die, durch die ernsten Befehle des Reichshofraths zusammengebrachte Reichsarmee, die mit Zaudern und mit auffallender Langsamkeit den Schneckengang zur Vereinigung gegen die Sieger bei Lowositz und Prag ging, regte sich nun auf eine eben so auffallende Weise, da Friedrich die Schlacht bei Collin verloren hatte. Dieses Heer, ein Gegenstück zu Gottfried von Bouillons Schaaren, mit denen er im elften Jahrhundert nach dem gelobten Lande zog, war in seiner Art einzig. Die Regimenter abgerechnet, die Baiern, Pfalz, Würtemberg und einige größere Staaten Deutschlands stellten, war das Ganze ein Gemisch, das den Stand des Kriegers nur

von der lächerlichen Seite zeigen konnte. Die vielen kleinen freien Reichsstädte in Schwaben, die vielen Prälaten und Aebte fühlten sich groß bei dem Gedanken, Bundesgenossen Oesterreichs zu seyn. Manche unter ihnen stellten nur einen Mann, manche ein Pferd, und wieder andern fiel die Lieferung einer Trommel oder eines Gewehres zu. So war das Ganze, das durch die Schlacht bei Collin aufgeregt war, und von dem man sich die grössesten Dinge versprach.

Meyer merkte sehr bald an einem gewissen dreistern Benehmen der Nürnberger, daß diese einen sicheren Rückhalt haben mußten. Er dachte sich die Folgen der Colliner Schlacht noch größer, als sie wirklich waren, und beschloß, Nürnberg zu räumen. Seinen Soldaten, die die Reichsarmee kannten, und denen es in Nürnberg gefiel, wollten davon kaum hören. Sie äußerten laut, daß sie

ungern diese Stadt verließen, und daß sie nichts mehr wünschten, als auf ein zehnmal so starkes Corps der Reichsarmee zu stoßen, um an diesem die Räumung Nürnbergs rächen zu können. Ein Wunsch, den selbst die Officiere, sogar Tellheim nährte und beförderte. Mogte er so grausam seyn, als er wollte, er war immer ein Beweis des Muthes, durch den Preußens Heere sich selbst in dem bedenklichsten Lagen auszeichneten. Der Wunsch dieser streitlustigen Schaar wurde bald erfüllt. Mit Beute beladen, verließ man Nürnberg, und kaum kam man in die Gegend von Sulzbach, als sich schon ein ungleich größeres Corps Würzburger und Bamberger Truppen in den Weg stellte. Was den Muth der Preußen erhöhete, war der Umstand, daß sie wenige Stunden nach ihrem Abmarsch von dem kaiserlichen Aufruf Nachricht bekamen, nach welchem Meyer mit seinem Corps für Landstreicher und Mord-

brenner erklärt wurden, die man aufgreifen und zur verdienten Bestrafung ziehen müsse. Ein Aufruf, der nicht nur Tellheim, sondern auch besonders seiner braven Reiter ganzes Gefühl empörte.

Es war des Abends, als die Feinde ihnen aufstießen. Das Fußvolk der Preußen war noch um einige Tausend Schritte zurück, als die Reiterei den Feind gewahr wurde. Ohne ihm Zeit zu lassen, seine langsamen Einrichtungen zu machen, stürzte Tellheim mit seiner Schaar auf den Mittelpunkt derselben, die Reihen wurden durchbrochen, der linke Flügel, hart mitgenommen, suchte Schutz in den Wäldern, indeß der rechte, betrübt und voll Furcht, sich gerade dahin flüchtete, woher Meyer mit seinem Fußvolk kam. An Widerstand wurde kaum gedacht; aber desto mehr dachten die Sieger daran, den Verlust Nürnbergs an diesen, des Krieges ungewohn-

ten Soldaten blutig zu rächen. Ein großer Theil derselben fiel durch die Preußen, die nun, froh und vergnügt, den ersten Sieg über die Reichstruppen erfochten zu haben, in Böhmen einrückten. Hier erfuhren sie die Aufhebung der Belagerung von Prag, und den Rückzug der Armee Friedrichs, theils nach der Lausitz, theils nach Schlesien. Gründe genug, daß auch Meyer dies Land verließ, und über Annaberg nach Sachsen ging.

Hier in dieser Gegend, in der weiter keine Preußen waren, hielt sich Meyer längere Zeit. Seine Truppen hatten eine zu verächtliche Meinung von der, auf allen Seiten einrückenden Reichsarmee, als daß sie nur den Gedanken an einen Rückzug dachten. Zwischen Plauen und Oelsnitz setzten sie sich, verstärkt durch das Freicorps von Collignon; sie widerstanden nicht nur dem Andrange der

Reichstruppen, sondern wagten mehrere Einfälle in die fränkischen Bisthümer.

Es war um diese Zeit, als die französischen Hülfstruppen Hessen und das nahe liegende Hannover verwüsteten. Der rechte Flügel dieses Heeres ging durch Franken nach Sachsen, und diese Krieger, die jetzt zum erstenmale wider Friedrich auftraten, ließen einen desto gefährlichern Feind befürchten, je mächtiger und zahlreicher die Heere waren, mit denen sie den Preußen entgegen kamen. Ihr Annähern machte auch den Oberst Meyer und seine Schaar vorsichtiger. Man sah, daß es nicht bloße Reichstruppen waren, die man gegen sich hatte; und dies machte Behutsamkeit und Vorsicht um desto nöthiger. Tellheims Reiter kamen fast nicht aus dem Sattel. Sie mußten beständig patrouilliren, und da die Feinde dies in starker Anzahl thaten, so war es um so nöthiger,

daß auch die Preußen diese Maßregel ergriffen. Bei jeder Patrouille, die oft aus ganzen Zügen bestand, war ein oder mehrere Officiere. Selbst Tellheim, zu dessen Grundsatz es gehörte, sich nie auf die Nachrichten Anderer zu verlassen, führte dergleichen Patrouillen, und wagte sich mit seinen entschlossenen Kriegern gewöhnlich an die gefährlichsten Oerter. Wurde ihm zu stark zugesetzt, dann zog er sich in das Erzgebirge zurück, wohin keiner der Feinde sich wagte. Es war bei diesen Streifzügen seinen Reitern weniger um Beute, als um die Ehre gethan, dem Feinde geschadet zu haben, der mit leichtsinnigem Frevel der Preußen spottete; einer Verachtung, die diese gewöhnlich sehr blutig rächten.

Tellheims und seiner kühnen Schaar Thaten wurden dem Feinde bald schrecklich; so wie Tellheims Reiter dadurch an Selbst-

verschalten und Kühnheit gehaunen. Sie hielten sich, selbst in kleinen Schaaren unbesiegbar, besonders wenn Tellheim und sein braver Stabs-Capitain Marlof sie führten. Nie hörte der Oberst Meyer von einer mißgeglückten Unternehmung; desto öfterer aber von solchen, die ihn mit Verwunderung der That, mit Achtung gegen Tellheim und Marlof erfüllten.

Jetzt war es schon tief im Herbste. Frankreichs Krieger drangen in Sachsen ein, und behandelten dieses, mit ihnen verbündete Land mit einer Härte, die ohne Beispiel war. Tellheim, dem dies nicht unbekannt blieb, nahm sich in Hinsicht dieses Landes als edler Feind, und gewann dadurch die Herzen der Bewohner, die ihm, dem Feinde, manches entdeckten, wodurch er dem Verbündeten des Landes schädlich werden konnte. Er konnte jedesmal darauf rechnen, die sichere

sten Nachrichten über Stellung und Anstalt der Feinde zu haben.

Einst schickte ihn der Oberst auf eine weite Patrouille, tief ins feindliche Franken hinein. Die Sache betraf nichts Geringeres, als bestimmte Nachricht über das Anrücken der Franzosen und der Reichstruppen nach Gotha und Erfurt zu besorgen, wo Friedrich und Seydlitz sich kurz vor der Schlacht von Roßbach aufhielten. Tellheim hatte, von der Wichtigkeit des Unternehmens überzeugt, sich selbst dazu erboten. Da er wußte, daß er mehrere Tage von seinem Corps abwesend seyn würde, so übertrug er einem tüchtigen Offizier den Befehl desselben. Er selbst, Matlof, sein Wachtmeister Werner und fünf der gewandtesten, treuesten Dragoner, unternahmen dies kühne Wagestück, und waren nichts weniger willens, als selbst durch die feindlichen Postirungen bei Gera, Saalfeld

oder Hildburghausen zu schleichen, um dem König selbst die Nachricht zu bringen, an der dem Monarchen in seiner damals bedrängten Lage so äußerst viel gelegen war. Bloß der Oberst Meyer wußte um Tellheims Plan.

„Wüßte Friedrich, was wir jetzt wissen, lieber Tellheim!" sagte Marlof am dritten Abend, da die Kühnen auf einer im Walde liegenden Mühle von dem weiten Wege ruheten. Sie hatten Tages vorher den Zug des Heeres der Franzosen beobachtet. — „Wie wäre es, Marlof," war Tellheims Antwort, „wenn wir dem König die Nachricht selbst brächten? Zwölf Meilen wären ja wohl zu machen." — „Auf diesen Entschluß habe ich bei Dir gerechnet," sagte Marlof, und zog nun den erfahrnen Wachtmeister mit in den Rath. Natürlich, daß dieser einstimmte. Am folgenden Morgen wurde der Weg ange-

treten; der Müller, der die Preußen für Franzosen hielt, zeigte ihnen den Weg, daß sie nach seiner Meinung nicht fehlen konnten. Und doch war es der Fall schon in den ersten Stunden, in den Thälern des Thüringer Waldes. Die Kühnen ritten nun auf gut Glück und waren um Mittag auf einer Ebene, die in unübersehbarer Weite sich in den Osten hinzog. Vergebens sahen sie sich nach einem Reisenden um, von dem sie die Namen der Dörfer und einer aus der Ferne sichtbaren Stadt erfahren konnten. Endlich hörten sie in der Nähe das Horn eines Hirten; sie ritten in dem Walde der Gegend näher, aus der dieser Ton schallte, und trafen die Heerde wirklich. Der erschrockne Hirte war kaum im Stande, auf ihre Fragen zu antworten. Er hielt sie für Franzosen, und zwar so lange, bis Tellheim, da er die Klagen dieses Menschen über das Benehmen der Franzosen hörte, sich ihm entdeckte.

Freilich blieb der Hirte immer noch etwas mißtrauisch. Endlich wurde er überzeugt. — „Erst gestern," sagte er, „sind, eine Meile von hier, rothe preußische Husaren gewesen. Es waren nur wenige. Sie sollten, wie sie sagten, dem König Nachricht über das Anrücken der Franzosen bringen." — „Woher weißt Du denn das, Alter?" — „Nun, Ihnen kann ich es wohl entdecken. Sie werden mich nicht aufknüpfen. Ich war selbst da. Der Jäger vom Gute schickte mich hin." — „Von welchem Gute?" — „Dort liegt es, hinter dem Berge; es gehört einem Grafen von Bruchsal." — Tellheimen fiel dies auf. Es war ihm nicht ganz wahrscheinlich, daß ein bloßer Jäger den Hirten geschickt habe. Er fragte weiter. Der Hirte konnte aber nichts weiter entdecken, als daß der Jäger ihn abgeschickt und die Antwort von ihm hier abgeholt habe. — „Wenn Sie sich heute früh etwas weiter rechts hielten, und nicht

in dieses Thal ritten, so kamen Sie gerade auf das Dorf. Jetzt geht das nicht mehr; denn auf dem Wege dahin sind Franzosen."

Tellheim dachte ernstlicher nach. Das Ganze, was der ehrliche Hirte erzählte, schien die Theilnahme irgend Jemandes an dem Loose Friedrichs und seines Heeres zu verrathen. Aber, wer dieser war? Aus welchen Gründen er so viel Theilnahme an den Preußen zeigte? Das waren Fragen, die Tellheim nicht beantworten konnte, ob er gleich das Ganze für etwas ansah, das Folgen haben konnte. Er sprach mit Marlof und dem Wachtmeister darüber. — „Was wollen wir lange zaudern?" sagte Marlof. „Hier erwartet man keine Preußen, man kennt uns nicht. Ich dächte, wir ritten nach dem Gute. Unsrer sind acht Mann, wir können schon etwas wagen." — Tellheim gab dem Vorschlage Gehör. Dem Hirten reichte er ein

Geldstück. „Alter, Du hast Niemanden gesprochen, es mag Dich fragen, wer will. Hörst Du?“ — „Ich verstehe.“

Alle ritten nach dem Gute, das an einem schönen Thale lag. Ein Jäger kam ihnen am Eingange entgegen. — „Die Herren sind gewiß vom Regiment Ligne?“ fragte er, durch die grüne Uniform getäuscht, die dies kaiserliche Dragonerregiment trug. Er schien seiner Sache so gewiß, daß er kaum die Antwort abwartete, sondern die Gäste sogleich in das Zimmer führte. — „Sind von unsern Truppen welche hier gewesen?“ fragte Tellheim. — „Nein. Sie sind oben nach der Saale gegangen. Aber Preußen waren hier.“ — „Viel?“ — „Ungefähr funfzig Husaren.“ — „Wie nahmen sie sich?“ — „Ganz gut, und besser, als Ihre Bundesgenossen, die Franzosen und Reichstruppen. Natürlich, wir Sachsen und die Preu-

sen (?) Nachbars Kinder, die sich recht gut vertragen." — „Sind denn Eure Freunde, die Franzosen, nicht so gut?" — „Gott bewahre uns vor deren Besuch!"

Tellheim ging im Zimmer auf und nieder. — „Was sind das für ein Paar Gemälde?" fragte er. — „Der ältliche Herr ist der Graf von Bruchsal, der Besitzer dieses Gutes. Und diese ist das Fräulein Minna von Barnhelm, eine Verwandte des Grafen." — „In der That, ein Paar schöne Gesichter. Man sieht, daß Beide verwandt sind." — „Und doch sind sie in ihrer Denkungsart so verschieden, wie Tag und Nacht." — „So?" — „Ja, sehen Sie, Herr Oberstwachtmeister, der Graf ist ein großer Freund des Kaisers. Einer seiner Vorfahren hat von einem Kaiser einmal einen Orden bekommen, und das hat fortgeerbt bis auf unsern Graf." — „Aber das Fräulein?" fragte Tellheim

im Anblick des schönen Gesichts versunken. „Aber das Fräulein?“ — „Betet den König von Preußen an. Wahrhaftig, hätten alle Freunde des großen Königs ein solch preußisches Herz, Friedrich wäre unüberwindlich. Hier sind preußische Gefangene durchgebracht, denken Sie sich, die mußten hier auf's Gut kommen, und das Fräulein beschenkte jeden.“ — „Das finde ich etwas sonderbar!“ sagte Tellheim, ohne etwas dabei zu denken. Er sah immer das holde Gesicht an; die Züge waren ihm bekannt. Er hatte dies Gesicht irgend wo schon gefunden, aber wo? das wußte er nicht. „Sonderbar. Aber woher kommt das?“ — „Das Fräulein hatte einen Bruder unter den Oesterreichern, der war in der Prager Schlacht stark blessirt, und den hat ein preußischer Officier heilen lassen, und hat an ihm gehandelt, wie an einem Bruder. Sehen Sie, das hat das Herz des Fräuleins so preußisch gemacht. Der Lieutenant hat

uns oft davon erzählt, dann weinte das Fräulein, und wir Alle fuhren mit der verkehrten Hand über die Augen." — Eine dunkle Ahnung stieg in seinem Herzen auf. „Den Namen des edlen Preußen hätte man auch behalten müssen!" sagte er. — „Sie glauben also, den hätte man vergessen? Der Lieutenant malte seine Schwester, da er, um geheilt zu werden, sich hier aufhielt. Sehen Sie hier." Der Jäger hing das Bild ab. Auf der Rückseite stand: „Der Lieutenant Carl von Tellheim, vom preußischen Dragonerregimente von ***, war mein Retter in der Prager Schlacht, den 6. Mai 1757. Friedrich von Barnhelm." — Kaum konnte sich Tellheim verbergen. — „Aber der Graf?" fragte er. — „Ist abgereiset. Gott weiß, wohin; aber gerade zur unrechten Zeit. Doch, schade um den Graf. Der Lieutenant ist uns wichtiger. Seine Schwester hat ihn nach dem Bade in Carlsbad begleitet." —

„Und kommt wieder?“ — „Das hoffen wir, aber wenn? das weiß Gott.“

Tellheim sah das Bild immer an. Nun waren ihm die Züge seines dankbaren Geretteten immer deutlicher. „Sehen Sie, Herr Oberstwachtmeister, man kann dem lieben Fräulein nicht genug dankbar seyn.“ — „Also der Graf ist abgereiset? Und zur ungelegenen Zeit, sagst Du?“ — „Ganz zur ungelegenen Zeit. Er ist der vornehmste unter den Landständen, und da ist vor einigen Tagen ein preußisches Commando hier gewesen, um zehntausend Thaler abzuholen, die zusammengebracht werden sollen. Der Graf ist nicht da; jeden Augenblick kann von Leipzig die Execution kommen, was ist nun zu machen?“ — Tellheim besann sich einen Augenblick, in welchem er immer das Gemälde ansah. — „Wem hat der Graf seine Geschäfte in der Abwesenheit aufgetragen?“ —

„Dem Beamten, der zugleich sein Cassirer ist.“ — „Kannst Du ihn herrufen?“ — Eilig ging der Jäger.

„Keiner von Euch verräth es, daß wir Preußen sind!“ sagte Tellheim zu seinen Dragonern. „Kommen Feinde, dann ist's eine andere Sache. Marlof, ich weiß nicht, was ich bei dem Anblick des Mädchens fühle.“ — „Wahrscheinlich, was ich vor einem Jahre empfand, Liebe. Wir werden ja Beide noch glücklich werden!“ — „Gott gebe es. Mir wird dies Bild mit jedem Augenblick wichtiger!“

Der Jäger kam. Mit ihm der Beamte. „Sie haben, wie ich höre, den Befehl, zehntausend Thaler nach Leipzig zu liefern?“ fragte Tellheim. — „Ach leider, ja. Gottlob, daß Sie gekommen sind. Sie werden die Auszahlung doch hindern.“ — „Mit acht

Mann, wenn ein Executions-Commando kommt?" — „Freilich geht es dann nicht; und besonders, da das Commando schon in der Gegend steht." — „Schon in der Gegend steht? Wo denn?" — „Eine Meile von hier." — Tellheim überdachte einen Plan. „Marlof," sagte er, „bleib Du hier; ich will nach dem Städtchen, wo das Executions-Commando steht. Werner, Du begleitest mich. Geben Sie mir Ihren Befehl mit, Herr Amtmann."

Tellheim ritt fort. Einen großen Theil der Nürnberger Douceurgelder mußte Werner in den Mantelsack nehmen. Beide kamen in dem Städtchen an. „Tellheim! Tellheim! bist Du es?" rief Jemand aus einem Fenster. Tellheim sah auf. Einer seiner besten Freunde, ein Officier von Gersdorf Husaren, war es. Tellheim eilte zu ihm. — „Woher, Freund?" — „Ich treibe die Reste ein für

die Kriegscasse, und will heute noch dem Graf Bruchsal das Compliment um zehntausend Thaler machen." — „Die ich auszahlen will." — „Du, Tellheim?" — „Ja. Sieh hier die Citation und hier das baare Geld. Gieb mir die Quitung." — „Sehr gern. Ich erspare einen weiten Weg und komme um so eher zur Armee zurück. Der Tanz wird dort bald los gehen. Wir treiben uns an der Saale so lange herum, bis wir die Franzosen auf dem rechten Platz haben. Weißt Du wohl, daß Dein Oberst Meyer auch schon da ist?" — „Mein Oberst, sagst Du, Meyer?" — „Nun ja, Meyer. Gestern habe ich ihn und seine beiden Bataillons gesehen. Er hat den linken Flügel." — „Nun, und seine Reiter? Meine Grünen? Meine Husaren?" — „Die habe ich nicht gesehen. Ich denke, Du bringst sie." — „Nimm nur das Geld erst an, und gieb mir Quitung. Ich habe Eile. Hoffentlich

werde ich Parthie machen, wenn das Spiel angeht."

Tellheim wurde abgefertigt. Im gestreckten Trotte ging's nun nach dem Gute des Grafen zurück. Mit Zittern und mit banger Furcht hatten die, in der Zwischenzeit versammelten Landstände Tellheims Ankunft entgegen gesehen. Jetzt trat er ein. „Marlof," sagte er diesem heimlich, „laß satteln. Wir müssen gleich fort. Jede Minute ist wichtig." Dann gab er den Landständen die Quitung, die sie aus einer der drückendsten Verlegenheiten rettete. Gern stellten sie einen Wechsel aus, besonders, da Tellheim ihnen sagte, daß er ihn wahrscheinlich so bald nicht eincassiren werde.

Tellheim war jetzt allein auf dem Zimmer. Er nahm das Gemälde; mit einer Sehnsucht, die er sich selbst nicht erklären

konnte, blickte er es an. Dann schrieb er auf die Rückseite, unter Barnhelms Worte, einige französische Reihen, die auf die Geschichte bei Prag Bezug hatten, und darunter: „Carl von Tellheim, der Retter seines Freundes Barnhelm in der Schlacht bei Prag.“

Mit einer Stimmung, die er nie so gefühlt hatte, hing er das Bild wieder auf. Der Jäger kam zurück. — „Grüße das edle Fräulein von mir,“ sagte er. — „Ach, wenn Sie nur ein Preuße wären!“ sagte der Jäger. Eben wollte Tellheim antworten, als Werner ins Zimmer trat. — „Herr Oberstwachtmeister!“ sagte er, „da rechts herüber brummen die Kanonen. Soll ich aufsitzen lassen? Im Stande ist Alles!“ — „Gut. Nur geschwind.“ — Er trat an's Fenster. Er hörte deutlich jedes Abfeuern der Artillerie. Der Jäger stand bei ihm. — „Was

liegen dort für Städte?" — „Je nun, Weißenfels, Merseburg, Halle." — „Und wie weit?" — „Höchstens drei Meilen!" — „Das Gemälde nähme ich gern mit. Allein —" — „Ich kann dazu nichts sagen." — „Vielleicht bin ich noch so glücklich, das Original zu sehen. Sage doch dem Fräulein, daß es das Bild genau betrachte." — Mit diesen Worten ging er weg, und ritt in wenig Minuten dem Schall des Geschützes nach. —

Es war Nachmittag. Jener Hirte kam aus dem Walde zurück. Er sah an dem gedeckten Tische, den der Jäger jetzt abräumte, daß die Gäste wirklich da gewesen waren — „Nun, wie haben sich denn die Herren Preußen aufgeführt?" fragte er. — „Welche Preußen?" — „Die eben hier gewesen sind." — „Hier gewesen sind? Hennig, Ihr seyd wohl nicht klug." — „Klüger, wie der Herr Jä-

ger; denn ich weiß, daß das Preußen waren. Ich habe mit ihnen gesprochen. Mir, ja, mir hat der Oberste einen Ducaten, ja, einen goldenen Ducaten in die Hand gedrückt. Sieht Er?" — „Hm! hm!" brummte der Jäger vor sich. „Das hätte ich wissen sollen. Ich hätte dem Oberstwachtmeister das Bild mitgegeben." — Er nahm es von der Wand. „Da ist ja noch etwas aufgeschrieben. Wer's nur lesen könnte!" — Das Aufgeschriebene schien ihm zu wichtig. Vielleicht enthielt es den Schlüssel eines wichtigen Geheimnisses. Er eilte zu dem Beamten. — „Und das hat der edle Mann hinter das Gemälde geschrieben?" fragte dieser voll Verwunderung. — „Wer sollte es sonst gethan haben? Er sah das Bild unverwandt an." — „Weißt Du denn wohl, wer die Leute waren? Preußen sind es gewesen!" — „Ja, das sagt mir ja der alte Hennig, dem sie es selbst gesagt haben." — „Auch lese ich

hier, daß der herrliche Mann der Retter des Herrn von Barnhelm in der Prager Schlacht war." — „Ist es möglich? Mein Gott, wüßte das unser Fräulein! Gerade jetzt muß sie auch nun abwesend seyn!" — „Nun, das Fräulein kommt ja bald zurück." — „Was hilft das, wenn nun der Major nicht da ist? Wer weiß, wo der um die Zeit liegt; denn das Kanoniren dort hat was zu bedeuten."

Es bedarf kaum einer Erwähnung, welcher Tag heute war. Friedrich hatte nach der unglücklichen Schlacht bei Collin nichts Dringenderes zu thun, als seine Erbländer gegen den mächtigen Andrang der Franzosen und der Reichsarmee zu decken. Sie standen jetzt schon in seinen Staaten und bedroheten Magdeburg, eine Festung, von deren Fall gar zu viel abhing. Alles, was Friedrich an Truppen erübrigen konnte, nahm er mit sich nach der Saale; die übrigen waren

nach Schlesien gegangen, um diese Provinz gegen die Oesterreicher zu schützen. Unter den Truppen, die Friedrich selbst mit nahm, war auch das Freicorps, das Meyer anführte, dessen Reiterei aber bis an die fränkische Gränze hin, zerstreuet stand. Die Eile, mit welcher Meyer nach Leipzig zu kommen, beordert wurde, machte es diesem kühnen Heerführer unmöglich, seine Reiter zusammen zu ziehen. Er gab ihnen bloß den Befehl, über Zeiz nach Leipzig zu kommen. Mit seinem Fußvolk ging er ab.

Tellheim hatte auf dem Gute des Grafen Bruchsal das Feuer der Schlacht bei Roßbach gehört. Ohne sich lange zu besinnen, eilte er dahin. Noch spät am Abend hörte er einzelne Schüsse, bis sich auch diese verloren. Nur wenige Stunden brach er in der Nacht ab, um die Pferde zu futtern, und nun ging er in der Finsterniß der Nacht

mit seinen wenigen Getreuen, die er bei sich hatte, auf's Gerathewohl der Gegend näher, aus der er des Abends vorher das Schießen vernahm. — „Halt! Wer da?“ rief es ihm entgegen, da er eben den Saum eines kleinen Waldes berührte.“ — „Wer ruft dort an?“ war Tellheims Antwort, mit der er zugleich seinen Dragonern befahl, das Gewehr aufzunehmen. — „Preußen!“ war die Antwort, „vom Meyerschen Corps!“ Der ganze Posten wurde allarmirt. „Auch wir sind Preußen!“ rief Tellheim, und befahl laut, das Gewehr einzustecken. Man näherte sich. Wer könnte die Freude beschreiben, da Tellheim und Marlof ihren Freund Glasenapp und seine Escadron fanden! – Wer die Freude der letztern, da sie sich so unvermuthet wieder sahen! — „Wo hat es denn gestern was gegeben?“ fragte Tellheim. „Das Kanonenfeuer war fürchterlich.“ — Eben die Frage möchte ich Dir thun,“ war Glasenapps Ant-

wort. „Auch wir haben den ganzen Nachmittag die Musik von ferne gehört.“ — „Nun, erfahren werden wir es ja wohl,“ sagte Tellheim.

Mitten in der Nacht brachen sie auf. Keiner wußte, wo man eigentlich war. Die Gegend, aus der man das Kanonenfeuer gehört hatte, war die einzige Richtung. Endlich dämmerte der Morgen und zeigte von ferne den Kamm der Gebirge, als man sich am Ufer eines starken und rauschenden Stromes befand, und in der Nähe die Uhr eines Dorfes hörte. Man ritt darauf zu. Es war Dornburg an der Saale, wo der Wächter so eben abrief. — „Wo war das Kanoniren gestern?“ — „Zwischen Merseburg und Weissenfels.“ — „Was ist da vorgefallen?“ — „Je nun, was bei so etwas vorfällt. Eine Bataille. Fritz hat den Franzosen und Reichstruppen den Pelz waschen lassen. Wenn

die Herren sich auf dieser Straße halten, so kommen Sie in einer Stunde auf die große Leipziger Straße, da können Sie sie laufen sehen." — „Hier, Alter, hast Du ein Biergeld für die schöne Nachricht!" sagte Tellheim, und nun ging es, was die Pferde nur laufen konnten. In einer Stunde war man nahe an der Chaussee. — „He, Vivat Seydlitz und das Leibregiment!" schallte es aus einem kleinen Gebüsche, das die Heerstraße verdeckte. — „He, Vivat Seydlitz und Leibregiment!" antworteten Tellheims Begleiter, und sprengten durch das Gebüsch, wo eben ein Zug des Leibregiments mit Draganern, rothen und grünen Husaren einen zwanzigmal stärkern Haufen der französischen Cürassier-Regimenter Bourbon und Berri zusammen hieben. Tellheim stürzte unter dem Ausruf: „Vivat Friedrich!" in die erschrockene Schaar, der nun, da sie auch von der andern Seite sich angegriffen sah, nichts übrig

blieb, als sich zu ergeben. Der Anführer der Dragoner, ein Major Katt, war ein alter Kriegscamerad Tellheims. Mit wenigen Worten bewillkommenten sie sich; dann ging es auf dem Wege nach Erfurt hin, immer weiter, um den flüchtigen Feind zu verfolgen. Während des Niederhauens und Gefangennehmens der Gejagten, erzählte Katt seinem Freunde die Geschichte des Sieges, den Friedrich bei Roßbach erfochten hätte. Die ganze Arbeit dieses Tages war eine Art Treibjagen. Die Husaren, die nun, da die erste Wuth verraucht war, der Menschlichkeit Gehör gaben, hatten nichts zu thun, als die Beute zu theilen. Fast alle trugen sie eroberte Ludwigsorden, deren sie eine so große Menge erbeuteten, daß sie den Sprungriemen der Pferde damit behingen. In der Gegend zwischen Erfurt und Gotha machten die Verfolger Halt, und ließen nun endlich den gejagten Feinden Ruhe und Zeit, in ihr Va-

terland zurück zu fliehen. Der Oberst Lentulus, dem Friedrich die Verfolgung der Feinde übertragen hatte, ließ seine Commando's von den Cürassieren, Dragonern und Husaren zusammen kommen, um mit ihnen zurück zu des Königs Armee zu gehen. Tellheim meldete sich bei ihm. Der Oberst, der Tellheim nicht persönlich kannte, freuete sich dieser neuen Bekanntschaft. „Ihr Oberst Meyer," sagte er, „hat in meiner Gegenwart gegen den General Seydlitz Ihnen das rühmlichste Zeugniß gegeben. Es ist Schade, daß Sie mit Ihren Bärmützen nicht gestern schon bei uns waren!"

Tellheim fühlte eben diesen Wunsch. Der Rittmeister Katt, Tellheims Freund, kam jetzt auch. Der Oberst Lentulus sah bald, daß diese Beide schon länger bekannt waren. Katt war als einer der bravsten Officiere der Armee bekannt; als solchen wußte ihn Len-

tulus zu schätzen. Natürlich, daß Tellheim dadurch bei ihm gewann. „Wie wäre es," sagte der brave Schweizer Lentulus, „wenn Sie in mein Regiment träten? Gerade einen Mann, wie Sie es sind, möchte ich haben, nachdem ich von Ihrem Obersten gehört habe, was Sie in den wenigen Wochen aus seiner Cavallerie gemacht haben." — „Der König hat mich, ohne daß ich ein Wort deshalb verlor, zu diesem Corps gesetzt. Ich gebe mein Wort, daß ich keinen Schritt thun werde, um versetzt zu seyn." — „Gut, brav! aber wenn nun der General Seydlitz Sie mir verschafft?" — „Dann bestrebe ich mich, Ihnen und dem Regimente zu beweisen, daß es mir nicht an dem besten Willen fehlt, meinem Posten Ehre zu machen." — „Genug. Wollen Sie, daß ich Ihretwegen mit dem König spreche?" — „Ich habe hier keinen Willen. Meine Pflicht ist Gehorsam. Setze mich der König in ein anderes Regiment, oder

lasse er mir meine braven Grünen, das ist mir eins."

Der Oberst Lentulus, ein Mann, der schon vor zwölf Jahren als österreichischer Rittmeister seine Entschlossenheit und seinen festen Muth dadurch bewies, daß er die Capitulation von Prag nicht nur nicht unterschrieb, sondern auch seinen Degen zerbrach, ehe er ihn dem Sieger übergab, fühlte das Brave in Tellheims Antwort. — „Ich muß Sie in mein Regiment haben," sagte er. „Sie machen es noch braver, als es schon ist." —

Daß es ihm mit diesem Wunsch ein Ernst war, läßt sich schließen; daß er Alles that, Tellheimen in näherer Berührung zu haben, verbürgt seine in der ganzen Armee musterhaft bekannte Redlichkeit. Aber eins nur konnte er nicht; und dies Eine war —

er konnte das Vorurtheil und die Meinung nicht ändern, die Friedrich einmal gegen Tellheim hatte. Jener Vorfall bei Prag war dem König wirklich gemeldet. Friedrichs Unwille gegen Tellheim vergrößerte sich dadurch, daß Tellheim seinen Abschied gefordert hatte. Friedrich fand darin Mangel an Muth und jenen Trotz, den der König darum nicht ertragen konnte, weil er ihn für erzwungen und für ein Beschönigungsmittel irgend eines Dienstfehlers hielt. — „Er mag zum Teufel gehen, und mir nie wieder vor die Augen kommen!" war das harte Urtheil, das der König unter den Bericht des Generals und des Majors schrieb, da diese ihm Tellheims Benehmen von der möglichst gehässigen Seite geschildert hatten. Vergebens waren Ziethens und Seydlitzens Vorstellungen, da es einmal zu Friedrichs Charakter gehörte, nie ein gesprochenes Urtheil zu widerrufen. Um diese Zeit wurden die Freicorps errichtet. Der

König sprach mit Ziethen über die Commandeurs der Reiterei. Der brave Mann bestand auf Tellheims Wiederanstellung. Friedrich wollte nichts davon hören, bis Ziethen und Seydlitz gerade heraus erklärten, daß sie keinen bessern Reiter kennten. — Jeder wußte Züge und Beweise von Tellheims Bravheit anzuführen. Da gab Friedrich nach. „So mag er denn das Freicorps anführen," sagte er. „Aber meldet es dem Oberst Meyer, daß er genau auf ihn achtet." — „Was sich wahrscheinlich bald umkehren wird!" sagte Ziethen, und strich lächelnd den Schnurrbart.

Aber, so hart hier Friedrich schien, so verdient doch auch das angeführt zu werden, daß er sich öfters nach Tellheim erkundigte. Der Oberst Meyer, der in der That ein Freund des braven Tellheims war, hatte ihm daher den Auftrag gegeben, dem Könige Nachricht über die Stellungen und Märsche der

Reichsarmee und der Franzosen zu bringen. Er hoffte, dies Geschäft als ein Mittel der Annäherung zu benutzen; aber der Zufall wollte, daß Tellheim erst nach dem Roßbacher Siege Friedrichs Heer fand.

Die Verwundeten und Gefangenen wurden nach Merseburg gebracht, und hier der Fürsorge des Oberst Bredow übergeben. Friedrich selbst ging nach Leipzig, wohin auch das Freicorps des Oberst Meyer befehligt wurde. Es war wieder ein Werk des Zufalls, daß Friedrich eine Stunde vor dem Einrücken dieses Corps Leipzig verlassen hatte, um nach Schlesien zu gehen. Tellheim war bei diesem Vorfall ganz ruhig. Es war einmal sein Grundsatz, nie etwas, so wenig vom Zufall, wie von seinem Könige zu erbitten. Er kannte sich und seine Vorzüge zu gut; er fühlte, daß er mit Hunderten in dieser Hinsicht nicht tauschen würde, und dies

Gefühl gab ihm denn auch den edeln, schö-
nen Stolz, ohne den der edle Mann nie
werden und seyn kann, was er wird und
zeigt.

Nur wenige Tage stand das Corps hier,
als es den Befehl bekam, sich, verstärkt mit
andern Bataillons, wieder nach der fränki-
schen Gränze zu ziehen, um während der
Zeit, in welcher Keith einen Einfall nach
Leutmeritz unternahm, die Aufmerksamkeit der
Oesterreicher von Friedrichs schnellem Marsch
nach Schlesien abzuleiten. Der Plan gelang
nach Wunsch. Friedrich eilte nach Schlesien
und erfocht den fünften December den gro-
ßen Sieg bei Leuthen; indeß ein großer Theil
der Feinde ruhig in Böhmen den Ausgang
und die Absicht eines Marsches erwartete, der
weiter nichts, als eine täusch[illegible]n-
stration war. Der Winter, der gerade den
Tag nach dem Siege bei Leuthen mit uner-

hörter Strenge anging, machte, daß die Preußen auch ihre Winterquartiere bezogen.

Das Meyersche Freicorps, das in der Gegend von Annaberg gestanden hatte, wurde zu Tellheims grösster Freude in die Abtheilung Thüringens gelegt, in welcher das Gut des Grafen Bruchsal lag. Hier war es vielleicht das erstemal, daß es Tellheim auf eine gute Art dahin anlegte, sein Quartier bei dem Grafen selbst zu bekommen. Der Graf war kurz vorher von einer sehr weiten Reise zurückgekehrt. Er hörte kaum die Nachricht, daß sein Gut mit Preußen — die er tödlich haßte — belegt werden würde, als er schon wieder Anstalt zur Abreise machte, die aber so geschwind nicht bewerkstelligt werden konnte, daß ihm die Fouriere des Meyerschen Corps nicht auf den Hals gekommen wären. Es lag bei ihm auch ein Stolz zum Grunde; nicht der edle Stolz, den ein Tellheim so oft

gezeigt hatte, sondern mehr Eitelkeit, die es ihm unmöglich machte, mit einem Feinde seines Vaterlandes zusammen zu wohnen. Kaum hatten die Fouriere das Gut wieder verlassen, als er auch schon abreisete, um in Frankfurt den Winter hinzubringen. Vergebens bemüheten sich die übrigen Landstände, deren Vorgesetzter er war, ihn auf seinem Gute zurück zu halten; umsonst waren selbst die Bitten seiner Unterthanen, die von ihren Feinden, den Preußen, mit Güte behandelt, von ihren Bundesgenossen und Freunden, den Franzosen, öfters geplündert waren. Nichts konnte ihn bewegen, zu bleiben, um die Ankunft der wenigen Preußen zu erwarten, die auf seinem Gute den Winter hinbringen würden. „Ich habe die Preußen einmal gesehen," sagte er, „da sie unterm Königstein das Heer meines Fürsten gefangen nahmen. Ich mag und kann sie nicht noch einmal sehen, selbst als edle Menschen, nur

ich sie nicht sehen!" Freilich mußte eine solche Rückerinnerung immer sehr schmerzhaft seyn. Der Graf von Bruchsal, einer der ersten Freunde des bekannten Grafen Brühl und als solcher der Theilnehmer an allen den Hoffesten in Dresden, die mit asiatischem Pompe gefeiert wurden, konnte es dem König von Preußen nie verzeihen, daß er durch die Gefangennehmung der sächsischen Armee Herr dieses schönen Landes war, dessen Einkünfte nun ganz anders verwendet wurden. Graf Bruchsal war einer der verwöhnten Glücklichen, die den Verlust eines frühern Genusses nicht ertragen können, ohne den bis auf den Tod zu hassen, der diese Freuden untergrub. Daß der Graf bei alle dem ein edles Herz besaß, bewies er sechs Jahre nachher.

Mit den schönsten Hoffnungen und unter den reizendsten Aussichten ritt Tellheim

auf das Gut. Er war jetzt in der Blüte des Alters, ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren. Ein froher, lebenslustiger, schöner Mann, der im Gefühl seines Glücks und des Ruhms, den sein Stand genoß, mit keinem andern Stande sein Loos vertauscht haben würde. Der Geist der alten Ritterschaft, der den preußischen Officier so sehr auszeichnete, ruhete zwiefach auf ihm. Sein Ehrgefühl war auf die höchste Stufe gehoben. Sein Friedrich galt ihm Alles, und stolz hoben sich die Hoffnungen des kühnen, gesunden, schönen Mannes. Nichts als edle Thaten zeigte ihm der Blick auf die Vergangenheit; und da war es wohl natürlich, daß er in seiner Liebe so starke Hoffnungen hatte, wie sein Herz und seine Jugend feste Grundsätze. Wäre seine Geliebte die Tochter des mächtigsten Königs gewesen, er hätte sie besitzen müssen, und hätte der Besitz dieser Hand sein Leben in die größe-

sten Gefahren gebracht. Jetzt kam er auf dem Gute an. Keiner der Bewohner hatte gewußt, daß der edle Tellheim der Gast seyn würde.

Mit banger Schüchternheit war man den Fremdlingen entgegen gekommen; in laute Freude verwandelte sich diese Stimmung, da man die grüne Uniform und die Bärmützen sah, da man Tellheim an der Spitze dieser so ausgezeichnet braven Schaar erblickte. Von allen Seiten drängte man sich heran. Der Beamte und der Jäger führten Tellheim auf das Zimmer, auf dem er vor wenigen Wochen gewesen war. Sein erster Blick fiel auf Minna's Bild. Still und ernst stand er da, im Anblick der schönen Züge versunken. Still und aufmerksam auf jeden Blick Tellheims, standen der Amtmann und der Jäger da. Sie wagten es nicht, durch irgend eine Frage, durch irgend eine Aeußerung Tellheims Ge-

fühle zu stören. — „Also kennen Sie mich noch, lieber Freund? Und Er auch, lieber Jäger?" fragte Tellheim mit jener dreisten Freundlichkeit. Beide versicherten dies und bezeigten ihre Freude, gerade den Mann unter sich zu sehen, der sich als Feind so edel genommen hatte, und von dessen Corps sie eine gleiche Behandlung erwarteten. Tellheim sah wieder auf das Bild. „Der Herr Graf ist nicht hier?" fragte er. — „Nein. Er ist, wie ich glaube, nach Paris gereiset." — „Und die Tochter?" — „Diese ist nicht seine Tochter. Der Herr Graf ist der Bruder von der Mutter des Fräuleins." — „So. Ich dachte, sie wäre die Tochter. Und ist wahrscheinlich mit gereiset?" setzte Tellheim nicht ohne Verlegenheit hinzu. — „Nein, sie ist im Bade mit ihrem Bruder, der in der Prager Schlacht sehr verwundet ist. Wir erwarten sie und ihren Bruder stündlich." — Die Dazwischenkunft des Rittmeisters Mar-

lof und des Wachtmeisters Werner, die wegen der Quartiere mit dem Major sprechen mußten, verhinderten die Fortsetzung dieses Gespräches, das für beide Theile gleich angenehm war. Tellheim wollte das Quartiergeschäft bald endigen. Etwas von Minna zu hören, die ihm — woher es kam, wußte er selbst nicht — zu sehr beschäftigte, war ihm erwünschter.

Marlof und Werner gingen; Tellheim wollte das Gespräch wieder erneuern, als Just, der treue Bediente Tellheims, einen Feldjäger ins Zimmer führte, der dem Major den Befehl brachte, wegen der zu liefernden Montirungs- und Armaturstücke sogleich nach Leipzig zu kommen. Hier in dieser Stadt war der Mittelpunkt, von dem alles, was zum Kriege gehörte, sich verbreitete. Ungeheure Vorräthe von Tuch, Leinewand, Leder, Waffen waren hier aufgehäuft. Theils waren

diese Vorräthe aus Berlin und Magdeburg hierher gebracht; theils mußten sie aus dem eroberten Kurfürstenthum Sachsen hier abgeliefert werden. Alle Kriegsbedürfnisse und alle Cassen befanden sich hier, und jedes Regiment der Armee war verpflichtet, das hier holen zu lassen, was zu der Führung eines längern Krieges und zu einem künftigen Feldzuge nöthig und unentbehrlich war.

So gern Tellheim jede Pflicht seines Berufs erfüllte, so ungern reisete er diesmal. Des Amtmanns Aeußerung: „Wir erwarten das Fräulein stündlich!" ließ ihn fürchten, daß die Ersehnte in seiner Abwesenheit ankommen könne, und es war ihm schmerzhaft, auch nur eine Stunde zu verlieren, in der er sie nicht sah. Ein dunkles Gefühl zeigte ihm die glücklichste Liebe; er war schon ganz für die Edle eingenommen, noch ehe er sie gesehen, sie gesprochen hatte. Früh am folgen-

den Morgen ritt er mit Werner und Just ab. Um nicht nach seiner Rückkehr bald wieder abgerufen zu werden, beschloß er, die Quartiere seines Corps zugleich zu besehen. Auf diesem Wege mußte er durch Gera. Er kam zugleich mit einem Wagen daselbst an, der vor eben dem Gasthofe hielt, den Tellheim gewählt hatte, der gleich ausging, um seine Pflicht zu erfüllen. Bei seiner Rückkunft wurde der Wagen bespannt. Tellheim saß im Fenster. Da trat aus dem Gasthofe ein äußerst schönes Mädchen von der reizendsten Gestalt und äußerst geschmackvoll gekleidet. Neben ihr ging ein Jüngling in einem bürgerlichen Ueberrocke; aber auf den ersten Blick sah Tellheim, daß dieser junge Mann Soldat gewesen war. Beiden folgte ein artiges Geschöpf, das einige Schachteln trug, und während des Einsteigens der beiden ersten mit einer gewissen Unbefangenheit sich umsah. Sie wurde Tellheim gewahr, der in seinen

Gedanken vertieft, den Wagen, ohne weiter etwas dabei zu denken, betrachtete. Das Mädchen sagte einige Worte zu der zuerst einsteigenden; sie sah, ohne sich es merken zu lassen, nach dem Fenster, aus dem Tellheim sah. Das Gesicht kam ihm bekannt vor. Gesehen hatte er es, aber wo? das wußte er nicht. Der Wachtmeister Werner stand am Eingange des Gasthofes. Tellheim bemerkte, daß dieser im Vorbeigehen mit dem, die Schachteln tragenden Mädchen, einige Worte sprach. Der Wagen fuhr fort, fuhr die Straße hinauf und zu dem Thore hinaus, das nach Bruchsals Gute führte. „Minna von Barnhelm wird stündlich erwartet!" sagte er zu sich selbst. „Sollte sie dies gewesen seyn? Kommt die Bekanntschaft mit dem Gesicht von dem Gemälde her?" —

Je mehr er darüber nachdachte, desto gewisser wurde ihm dies. Er rief Werner.

„Was war das für ein Mädchen, mit dem Du sprachst?" — „Ein sehr hübsches, artiges Mädchen!" — „Das weiß ich; das habe ich selbst gesehen! Ich frage Dich, wer dies Mädchen war, wie es hieß?" — „Mich däucht, Franziska. Wenigstens nannte die Gnädige das Mädchen so. „Franziska, hast Du die Schachteln?" fragte sie. Aber sehr hübsch war das Mädchen!" — „Schade um das Mädchen. Ich will den Namen der Gnädigen wissen. Sie kommt mir bekannt vor. Ich muß sie schlechterdings schon irgend wo gesehen haben." — „Das ist wohl möglich. Das artige Mädchen —" — „Mit Deinem artigen Mädchen. Ich frage den Teufel nach der Kammerjungfer!" — „Aber ich desto mehr. Das artige Mädchen, das ich von des Wirthes Hunde befreiete, der darauf los sprang, fragte mich, wer ich sey?" — „Nun?" — „Und da sagte ich, daß ich Wachtmeister bei dem Major von Tellheim

sey." — „Nun, und da?" — „Da sagte das Mädchen: „Leben Sie wohl, mein lieber artiger Preuße," und damit stieg sie ein, und fort war der Wagen mit dem niedlichen Frauenzimmer." — Tellheim schwieg. „Werner, sag Justen, daß er bald sattelt!" fing er nach einigen Minuten an. „Wir müssen heute noch nach Leipzig. Je länger hier, je später dort." — „Vielleicht holen wir den Wagen wieder ein!" war Werners Beruhigungsgrund, mit dem er Justs Brummen, daß noch kein Pferd ausgefressen, ertrug. Man reisete ab.

Tellheim und Werner ritten still neben einander her. Keiner sprach mit dem Andern, und Just, der sich diese Stimmung gar nicht erklären konnte, ritt verdrießlich und den Dragonermarsch pfeifend, hinterdrein. Spät am Abend kam man in Leipzig an. Werners erste Frage im Thore war: ob nicht ein

Wagen angekommen sey? Der Wagen waren, nach der Aussage des Unterofficiers, gar viele einpassirt, und unter diesen vielen auch mehrere, in denen schöne und artige Mädchen gesessen hatten. Werner schöpfte also aus diesem Rapporte wenig Trost. Noch verdrießlicher, als heute Mittag, war er des Abends. Am andern Morgen gingen die Geschäfte an, die diesmal wenigstens das Gute hatten, daß sie Tellheimen und Wernern zerstreueten. Daß der Erstere so viel als möglich eilte, sein Geschäft zu beendigen, bedarf keines weiteren Erwähnens.

Wirklich war Minna von Barnhelm jenes schöne Mädchen gewesen, das Tellheim gesehen hatte. Sie hatte ihren Bruder von Carlsbad abgeholt, und war mit ihm einige Zeit in Eger geblieben, von woher sie jetzt kam. Franziska, ihre vertraute Begleiterin, wußte sich sehr viel damit, daß sie den ersten

Preußen auf dieser Rückreise gesprochen hatte, und daß dieser Preuße, troz der fürchterlichen Bärenmütze und des Schnurrbarts, ein so außerordentlich artiger und schöner Mann gewesen sey. Wirklich war dies Werner auch. Mochte sein Gesicht vom Pulverdampf und Sonnenbrand noch so geschwärzt seyn; mochte der tiefe Hieb in der linken Backe sich von der Nase bis zum Ohre ziehen; alles dies schwächte seine männliche Schönheit nicht. Sein Auge strahlte feurig; Ehrlichkeit und Herzensgüte waren auf seinem Gesicht einheimisch, und dabei hatte er, wenn er mit Jemand sprach, den schönsten Anstand. Alles dies hatte Franziska nur zu gut bemerkt, und Werner dachte gewiß nicht mehr an sie, als sie an ihn; nur mit dem Unterschiede, daß Werner mehr dachte als sprach; Franziska aber so viel sprach, als sie dachte.

„Es wird eine unglückliche Liebe wer-

den!“ sagte Minna, „da Du nicht einmal weißt, wer der schöne Mann war.“ — „Sie meinen also, gnädiges Fräulein, man würde die Hauptsache vergessen? Ob es gleich mit meinem Verliebten noch im weiten Felde steht, so weiß ich doch schon, daß der Herr ein Wachtmeister von der Escadron des Majors von Tellheim ist.“ — „Von Tellheim?“ fragte Minna's Bruder. „So hieß ja der Dragonerofficier, der sich meiner bei Prag so sehr annahm. Er war ja überdem ein etwas weitläuftiger Verwandter von uns. Das hätte ich wissen sollen!“ — „Hätte nur das gnädige Fräulein nicht so sehr geeilt, so hätten Sie den Herrn sprechen können und —“ — „Und Du den Herrn Wachtmeister noch etwas länger. Nicht wahr?“ — „Ganz recht, gnädiges Fräulein. Auf diese Art wäre vier Menschen auf einmal geholfen. Den Herrn Major haben Sie doch gesehen, gnädiges Fräulein? Nicht wahr, er ist ein schöner

junger Mann? Gewiß eben so schön als —"
— „Sein Herr Wachtmeister. Das wolltest
Du doch sagen, Franziska?" — „Nun, war
er's denn etwa nicht? Wie schön saß ihm
die Uniform! Wie wußte er sich zu tragen!"
Der Bruder Minna's saß immer still. Er
war unzufrieden, daß er sich nicht länger auf-
gehalten hatte, und konnte doch Keinem die
Schuld geben.

Man kam auf dem Gute des Grafen
an. Einige Dragoner standen an den Thü-
ren der Häuser. Franziska bemerkte sie zu-
erst. „Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein,
wie sehr gütig der Himmel sich unsrer an-
nimmt. Wir haben Einquartierung von eben
dem Militair, in dem der Herr Wachtmeister
und der Major steht." Sie rief einen der
Dragoner in dem Augenblick, da der Wagen
etwas hielt. „Von welcher Escadron sind
die Herren?" fragte sie. — „Von Rittmeister

von Glasenapp!" war die Antwort. Franziska dankte kalt und wiederholte etwas verdrießlich dem Fräulein die Antwort.

Auf dem gräflichen Gute gerieth Alles in einen freudigen Lärmen, da der Wagen anfuhr. Die Dragoner standen pfeifend und singend in den Stallthüren. Franziska sah sie kaum an; sie waren ja von Glasenapps Escadron. Da fiel ihr der Bagagewagen in die Augen; sie sah ihn an und las die schönen Worte: „Bagagewagen der Escadron des Majors von Tellheim." „Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein!" rief sie, „lesen Sie hier: Majors von Tellheim." — „Ja, liebe Mamsell, der liegt hier im Quartier; ist aber heute nach Leipzig geritten!" sagte ein Dragoner, der nebst dem Packknechte den Wagen reinigte.

Minna hörte nicht darauf, was Fran-

ziska in ihrer Freude plauderte. Sie ging mit dem ihr entgegen gekommenen Amtmann und Jäger die Treppe des Hausflurs hinauf. „Wir haben Gäste, wie es scheint," sagte sie. — „Ja, gnädiges Fräulein, und wirklich sehr liebe, gute Gäste. Sie sind vom Freicorps des Oberst Meyer." — „Freicorps? Die pflegen sonst, besonders in Feindes Lande, die Besten nicht zu seyn." — „Um desto mehr Ehre für diese braven Männer, wenn sie es darauf anlegen, jedes schlimme Vorurtheil, das man von einem Freicorps hat, zu widerlegen. Aber sie haben auch einen Commandeur, der seines Gleichen noch finden soll." — „Kennt Er den Wachtmeister?" fragte Franziska den Jäger, indeß der Amtmann immer noch mit Minna über Tellheim sprach. — „O ja, den kenne ich. Wenn er nur nicht gar zu wichtig thäte." — „Und gerade das kann mir an dem Manne gefallen," war Franziska's Antwort. „Wofür

sich Einer ausgiebt, dafür wird er genommen." — „Nun, meinetwegen; ich habe nichts mit ihm zu thun," brummte der Jäger.

Minna trat mit ihrem Bruder auf ihr Zimmer. — „Sehen Sie," sagte der Amtmann, indem er das Bild von der Wand nahm, „hier steht's." — Minna erschrak freudig. — „Bruder! Bruder!" rief sie dem auf dem Sopha Sitzenden zu. „Du hast recht gemuthmaßt. Der Major ist Dein Retter! Wäre er doch hier!" — „Das kannst Du nicht so sehnlich wünschen, als ich." — „Er hat dies Bild mit aller Gewalt mitnehmen wollen," setzte der Amtmann hinzu, und rief den Jäger, der dies bestätigte. „Sonderbarer Einfall!" fiel Minna ein. „Wie mag er auf den Einfall kommen?" — Sie erröthete, ohne zu wissen, warum. Alles erwartete nun den Major. Den Lieutenant, Minna's Bru-

der, trieb Dankbarkeit; Minna wurde von einer unruhigen Neugierde gequält. Sie mußte, sie wollte den Mann kennen lernen, den Alles schätzte; sie entwarf sich ein Ideal, ein Bild von ihm; sie liebte ihn schon, ehe sie ihn kannte und ehe sie es selbst noch wußte. Jetzt war sie siebzehn Jahr alt, sie hatte noch nicht geliebt; aber ein so edles Herz, wie sie es besaß, konnte nicht ohne Liebe bleiben. Ihr fester, entschlossener Charakter, ihre vorherrschende Liebe zu allem, was Edel, was Groß war, ihre Kenntnisse, alles dies hatte ihrer Seele einen Schwung gegeben, der ihn weit über das Gewöhnliche heben mußte.

Ihr Onkel, der Graf Bruchsal, hatte beide Kinder nach dem Tode ihrer Eltern zu sich genommen. Selbst schon sehr reich, hatten Beide die gewisse Aussicht, Erben des Grafen zu werden, der unverheirathet war,

und der Alles that, Alles anwandte, die Herzen und die Seelen dieser Kinder zu bilden. Dankbar erkannten Beide, was der edle Graf an ihnen that. Ihr Wille war der Seinige; sein Wunsch der Ihrige. Nur in einem Stück dachte Minna anders, als der Graf. Bei diesem, der von früher Kindheit an am prächtigen Hofe Dresdens erzogen war, der den Werth des Menschen nur nach dem Glanze beurtheilte, den er verbreitete, galt nur Schimmer und Glanz. Ihm war nur da wohl, wo er der Erste seyn konnte; und tief gekränkt und unglücklich fühlte er sich jedesmal, wenn er sich nach Andern richten mußte. Aus eben diesem Stolze hatte er, während des Krieges, seine Güter lieber gänzlich verlassen, als daß er's über sich gewinnen konnte, durch zuvorkommende Herablassung gegen die Sieger das Loos derselben zu mildern. Auch jetzt war er bloß deshalb weggereiset.

Minna war das Gegentheil. Stolz, wenigstens Stolz in diesem Sinne, kannte ihr Herz nicht. Mochte sie besitzen, was und wie viel sie besitzen wollte, sie blieb immer gleich gesinnt. Eine edle Handlung, und hätte sie der Aermste gethan, zog ihr Herz und ihre ganze Freundschaft dem zu, den tausend Andere kaum eines Blickes würdigten. Selbst der Feind hörte dann auf, ihr Feind zu seyn. Friedrichs große Thaten rissen ihr Herz zur Bewunderung hin; und da sie nicht im Stande war, diesem König unmittelbar ihre gränzenlose Achtung zu zeigen, so that sie an den Kranken und Verwundeten seines Heeres, unter dem Vorwande der Menschenliebe, was eigentlich eine stille Huldigung der Vorzüge dieses einzigen Königs war. Sie nahm an nichts so sehr Antheil, als an dem Schicksal dieses Königs, und eben deshalb hatte sie auch diesmal durch den Jäger Nachrichten über das Heer der

Preußen einziehen lassen. Nachrichten, die ihr wichtiger waren, als die, die das Heer ihres Vaterlandes betrafen. Sie kannte keinen größern Wunsch, als den König Friedrich selbst zu sehen.

Tellheim hatte seine Geschäfte in Leipzig beendigt. Er wollte nun zurück nach dem Gute, auf dem er Minna zu finden hoffte, als Werner, der Wachtmeister, mit einem Manne aus dem Anhaltschen zu ihm kam. „Herr Oberstwachtmeister, ich muß um einige Monat Urlaub bitten.“ — „Weshalb?“ — „Da hat einer meiner Verwandten bei Zerbst den klugen Einfall gehabt, mir, weil ich Dragoner bin, ein schönes Bauergut zu vermachen. Jetzt hat er den noch klügern Einfall gehabt, in die ewigen Winterquartiere zu gehen, und nun muß ich hin, um mich als Erbe zu präsentiren.“ — „So. Nun freilich, das ist ein Fall, der nicht alle Tage

kommt. Reise in Gottes Namen." — „So gegen Ostern will ich mich wohl wieder einstellen." — „Wenn Du meinst; sonst will ich gegen die Zeit Dir deinen rühmlichen Abschied besorgen." — „Das thun Sie ja nicht. Noch einen oder ein paar Feldzüge mache ich unter Ihnen." Werner reisete ab. Der Major hatte nicht einmal nach dem Namen des Dorfs gefragt.

Am zweiten Tage kam der Major auf dem Gute an. Minna hatte ihn unter der Firma, den Retter ihres Bruders zu sehen, längst mit Sehnsucht erwartet. Franziska hatte von den Dragonern gehört, daß der Major alle Stunden erwartet würde; natürlich, daß sie nun, so oft sie auf Minna's Zimmer war, und das war sie gewöhnlich, sich nur immer an dem Fenster zu schaffen machte, aus dem sie den Weg nach Leipzig übersehen konnte. Heute hatte sie eben so

gewartet. Da sah sie über die Gartenmauer hin die Bärmütze des Majors und Justs Treffenhut. „Ich glaube, der Major kommt dort," sagte sie. — „Meinetwegen!" antwortete Minna mit angenommener Gleichgültigkeit, stand aber doch auf und ging, mit einem Seitenblick in den Spiegel, näher an das Fenster, aus dem sie Tellheimen sehen konnte." — „Warum mag aber der Wachtmeister nicht bei ihm seyn?" fragte Franziska etwas verdrießlich. — „Wer weiß das! Vielleicht ist er gestürzt, vielleicht in Arrest gebracht." — „Warum nicht gar durch Urtheil und Recht todt geschossen?" — „Auch das ist möglich!"

Franziska wollte weggehen. — „Bleib doch hier, Franziska," sagte etwas verlegen das Fräulein. „Ich fürchte, der Major wird hier herauf kommen. Ich kann doch nicht allein mit ihm seyn." — „Und warum nicht? Ich will Ihren Herrn Bruder herschicken.

Das giebt, wenn sich Beide wiedersehen, einen herzbrechenden Auftritt, und Sie, gnädiges Fräulein, haben während dieses Auftritts die beste Gelegenheit, den schönen Major zu betrachten." — „Als ob mir daran etwas gelegen wäre!" — „Sagen Sie das nicht, gnädiges Fräulein. Ein Preuße, noch dazu ein so schöner Preuße, ein Retter Ihres Herrn Bruders, ein Mann, der für seine Feinde die Contribution bezahlt, wahrhaftig, wem an dem nichts gelegen ist —" Mit diesen Worten war Franziska verschwunden.

Minna stand in der größesten Unruhe da. Sie erwartete ihren Bruder; sie wünschte bald, daß er käme, bald, daß er wegbliebe; als der Jäger den Major Tellheim auf das Zimmer führte, auf dem Minna war. Sie war verlegen, sie fühlte es, daß ihr Gesicht glühete. Beide wußten nicht, was sie, außer den gewöhnlichen Bewillkommnungs-Redens-

arten sich sagen sollten. Franziska hatte in größester Eile den Bruder Minna's auf das Zimmer bestellt; dann eilte sie hinab in den Hof, um von des Majors Reitknechte die Ursach zu erfahren, um derentwillen der Wachtmeister zurückgeblieben sey. Ein Dragoner hatte die beiden Pferde hingenommen. „Wo ist denn der Reitknecht?" fragte Franziska. „Ich muß ihm nach der Reise wohl etwas zu gute thun lassen." — „Er ist krank geworden," war die Antwort. „Wenn er heute nicht besser wird, muß er morgen ins Lazareth nach Leipzig." — „Warum mag denn der Herr Wachtmeister zurückgeblieben seyn, lieber Landsmann?" — „Ich weiß nicht. Vermuthlich kommt er heute Abend oder morgen früh mit dem Montirungswagen." — „Der kleine Termin ist abzuwarten!" dachte Franziska, und ging, wie ganz natürlich zu erwarten stand, auf Minna's Zimmer. Minna stand am Fenster und weinte. Der Major

saß auf dem Sopha, neben Minna's Bruder, der in seinen Armen lag und an der Brust seines Retters die dankbarsten Freudenthränen weinte. Selbst des Majors Gesicht hatte einen gewissen Anstrich von freudiger Wehmuth. Keiner von allen Dreien sprach. Franziska bewillkommnete mit einer natürlichen Höflichkeit den Major. — „Wir haben schon einmal das Glück gehabt, Sie zu sehen!" sagte sie unbefangen. — „Ja, ja, ich erinnere mich. Es war in Gera." — „Ganz recht, Herr Major. Sie hatten noch einen Herrn bei sich; einen außerordentlich artigen und gesetzten Mann." — „Ganz richtig, mein liebes Kind. Es war mein Wachtmeister. Wahrscheinlich verliere ich ihn." — „Mein Gott! ist der Mann krank?" — „Nein. Er hat ein Freigut geerbt und wird 'es nun beziehen. Er hat auf drei Monat Urlaub genommen, um dahin zu gehen." — Jetzt traten auch einige Thränen in Franzis-

ka's Augen. Sie mußte das Gespräch abbrechen; um sich nicht zu verrathen, nahm sie gleich eine kleine Arbeit vor, indeß der Lieutenant, Minna's Bruder, die Geschichte seiner Rettung seiner Schwester weiter erzählte; denn Franziska hatte diese Erzählung unterbrochen.

Minna, obgleich diese Geschichte gewiß schon hundertmal erzählt war, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Ob sie dieß aus eigentlicher Theilnahme an ihres Bruders Schicksal allein that, oder ob nicht der Blick auf den Retter selbst einen starken Antheil daran hatte, macht hier nichts. Es war natürlich, daß Tellheim sich durch diese Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlen mußte, selbst, wenn er auch den wahren Grund, aufkeimende Liebe, nicht errieth. Franziska war desto unzufriedener, ohne es sich merken zu lassen. Sie weinte während der Erzählung;

während der Schilderung der Lage des Lieutenants auf dem Prager Schlachtfelde, manche Thräne und dachte dabei an Niemand weniger, als an den Geretteten. Der Wachtmeister stand vor ihrer Seele; sein Bild war zu tief in ihr Herz gedrückt.

Ich übergehe hier die Geschichte des Herzens Tellheims und Minna's. Wenig, äußerst wenig gehörte dazu, und Beide mußten nur zu bald merken, daß sie für einander geschaffen waren. Minna, die als ein deutsches Mädchen den Stand und die Würde der Tapfern schätzen mußte, sah hier an Tellheim und seinen Kriegern das Ideal des wahren Soldaten. Die Gegend, die sie bewohnte, war der Sammelplatz der Franzosen und der Reichsarmee gewesen. Beide hatten nichts dazu beigetragen, Minna einen vortheilhaften Begriff von dem Stande des Soldaten beizubringen. Die französischen Officiere, selbst

die höhern Grade derselben, die auf dem Gute einquartiert waren, waren Narren und Gecken, deren ganze Unterhaltung sich um die Achse des Spiels, des Tanzes und der gehabten, oder erdichteten Liebes a bentheuer drehete. Eitler, lächerlicher Putz, thörigte Streiche, ein Bändchen, eine Blume, ein Schmuckkästchen, oder ein Ring war ihr höchstes Ziel, während ihre Soldaten entblößt und halb verhungert umher schlichen und sich in dem befreundeten Lande alle Unanständigkeiten erlaubten. Die Officiere der Kreisregimenter der Reichsarmee waren ungebildete, unwissende Menschen, ohne Begriffe von dem wahren Werthe ihres Standes, ohne Ehrgefühl. Alle ihre Thaten, von denen sie sprachen, und die sie jeden Mittag erzählten, bestanden darin, daß einer mit einem Commando Soldaten einmal eine große Glocke von einem Kloster in das andere begleitet hatte, wenn der Andere mit einer unverkenn-

baren Wichtigkeit anführte, daß er auf einem Frohnleichnamsfeste das Allerheiligste mit seinen Grenadieren convoyirt habe. Man ließ sich dann in Beweise ein, wie schicklich es sey, daß bei solchen Feierlichkeiten die Grenadiermützen nicht auf dem Kopfe, sondern an dem Säbel hangend, getragen werden müssen. Dazu kam noch die Todesfurcht, mit welcher einige von den Preußen sprachen; indeß andere, und zwar gerade die, die noch vom Kriege nichts wußten, auf der andern Seite von den großen Thaten prahlten, die sie thun wollten.

Jetzt war Tellheim mit seinen Preußen da. Es waren die ersten, die man hier sah. Schrecken und bange Furcht war vor den Siegern bei Lowositz und Prag hergegangen. Mit tödtender Angst sah man den Siegern von Roßbach entgegen. Jetzt kamen sie, und in den ersten Tagen schon sah man, daß die

Preußen als Feinde gesitteter und anständiger waren, als die bisherigen Freunde. Friedrich wurde bald der Abgott dieser Gegend, wie er es in seinen brandenburgischen Staaten war. Sein Bild hing in allen Stuben, von seinen Thaten sprach der Thüringer mit eben der Achtung, mit der der Märker von ihm sprach. Eben diese Achtung genossen die preußischen Soldaten.

Schon den ersten Sonntag befahl Tellheim Kirchenparade. Mit der so einnehmenden militairischen Ordnung zogen die Preußen zur Kirche, als wäre Friedrich ihr Beobachter, standen sie im schönen Schmuck da. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten sie den Vortrag des Predigers, eines Greises, der zweimal von den Franzosen geplündert war. Aber als dieser die edlen Feinde besonders anredete, als diese mit der verkehrten Hand über das Gesicht fuhren, um die

Thräne zu verbergen, die der herzliche Vortrag des geprüften Greises ihnen ins Auge trieb, da schluchzte die ganze Gemeinde, da schloß man allgemein den Bund der Freundschaft. Selbst Minna weinte, da sie auf Tellheims Gesicht so manchen Zug bemerkte, der von der Rührung in seinem Innern zeugte. Nahe, sehr nahe war sie daran, dem Major zu gestehen, was sie für ihn fühlte. Still und ernst war und blieb sie den ganzen Tag; sie suchte, was sie sonst nicht gethan hatte, die Einsamkeit, um dem Sehnen ihres Herzens durch Thränen Luft zu machen. Auch der Major blieb still. Auch er suchte die Einsamkeit. Auch sein Herz fühlte die glühendste Liebe, und bloß der Gedanke, daß Jemand von ihm glauben könne, die reiche Minna von Barnhelm sey der Wunsch seiner Liebe, bloß dieser Stolz hielt ihn zurück. Er wurde jetzt ernster, einsylbiger, verschlossener. Seine Freunde, besonders Marlof,

bemerkten dies bald; seine Bedienten empfanden oft die Wirkung einer Stimmung, deren Grund sie sich nicht erklären konnten. Lange konnte dies gespannte Verhältniß nicht bleiben. Diesen offenen Herzen, wie Tellheim und Minna sie hatten, mußte dies Verhältniß drückend seyn. Nur ein kleiner Berührungspunkt war nöthig, beide Herzen mußten zusammen fließen; und diesen schönen Zeitpunkt führte der Liebenden Schicksal bald her. —

Es war jetzt wenige Tage vor Weihnachten. Tellheim mußte nach Leipzig in Geschäften des Corps. Ernst und wirklich finster hatte er das Gut verlassen, mit wenigen Worten hatte er von Minna Abschied genommen. „Ich muß dem lieben Mädchen ein Weihnachtsgeschenk mitbringen," dachte er, als er nach geendigtem Geschäft in Leipzigs Straßen umher ging. Da fielen ihm

einige schöne Kupfer, Friedrich den Großen vorstellend, in die Augen. Das schönste von diesen kaufte er, die schönste Einfassung wurde dazu gewählt, in einem eigen dazu gemachten Kasten mußte es der Reitknecht auf dem Pferde, als ihm angelegentlichst empfohlen, so gut als es ihm möglich war, mitnehmen.

Minna war nicht gegenwärtig, als Tellheim den Kasten an Franziska gab, und ihr sagte, daß er ein Geschenk an Minna enthielte. — „Nun, wahrhaftig, das muß ich gestehen, Herr Major, Sie wissen den rechten Fleck eines verliebten Herzens zu treffen. Das Fräulein hat sich schon selbst die größesten Vorwürfe gemacht, daß alle Bauern ihm den Rang abgelaufen haben.“ — „Wie so? liebe Franziska.“ — „Wie Sie doch fragen können! Wenn die Abgötterei einmal wieder Mode wird, dann bauen wir Ihrem Frie-

drich öffentlich einen Altar. In unserm Herzen haben wir es schon längst gethan!" — „Wirklich? Dann könnte ich ja hoffen, daß mein Präsent angenommen wird!" — „Angenommen? Sagten Sie nicht so? Angenommen? Hätten Sie doch lieber gesagt: geschätzt, geliebt, geehrt, geachtet. Sie glauben nicht, wie sehr das Fräulein Ihren Friedrich ehrt, und mit welcher Liebe alles, was nur preußisch ist — wie soll ich sagen? Nun, denken Sie sich das Uebrige, Herr Major des Königs von Preußen." — „Eine größere Freude —" — „Der aber die noch größere Traurigkeit nur zu bald folgt." — „Franziska, Sie erregen meine Aufmerksamkeit." — „Schon durch diese wenigen Worte, die sich doch immer noch drehen lassen? Doch, wir wollen davon nicht sprechen. Die arme Minna von Barnhelm wird Ihnen das Alles wohl selbst sagen, ehe sie ihren Namen ändert. Sagen Sie mir, Herr Major, hat Ihr arti-

ger Herr Wachtmeister noch nicht geschrieben?" — „Wozu schreiben, da er vielleicht bald kommt? Aber davon nichts weiter. Sie sagten?" — „Vermuthlich meinen Sie das Capitel von der Aenderung des Namens?" — „Eben das." — „Nun so hören Sie. Aber Eins muß ich auf Ihre Ehre verbitten." — „Und?" — „Mein Rapport — ist's so recht, Herr Major? — muß zu keinem Zweikampf Anlaß geben. Eine Entführung kann allenfalls mit durchgehen; so etwas schlägt ins Ritterfach und macht den langweiligsten Liebeshandel interessant." — „Aber, Franziska, so enden Sie doch!" sagte der Major etwas unwillig. — „Nun, so hören Sie. Wir haben seit gestern früh Besuch, eine Gräfin aus Dresden, reich an Titeln, Hoffnungen und Aussichten für dieses und für jenes Leben. Mit ihr kam ein junger Graf, in Hinsicht der Titel, Aussichten und Hoffnungen seiner Tante gleich, aber noch reicher an

Wohlgeruch, Geschmeide, Ringen. Von den letztern hat er einen für Minna von Barnhelm mitgebracht." — Tellheim schwieg. — „Aber, Herr Major, was für ein niedlich Männchen! Ich wette um mein Leben, daß die Sonne sein Gesicht noch nie beschien, so weiß ist die Haut, so fein rosenroth die Wangen. Und ein Gang, Herr Major, ein Gang, ein Schweben, ein Dahinfliegen! Ach, wer das nur beschreiben könnte! Wenn Sie und Ihre Dragoner mit den Sporen hier im Hause gehen, so fliegen im ganzen Dorfe die Tauben auf. Aber der Herr? — Sie werden Mittag mit ihm und mit seiner erlauchten Tante speisen. Lassen Sie aber Ihren fürchterlichen Säbel weg, das liebe junge Blut könnte sich entsetzen." — „Also wohl gar eine Heirath?" sagte Tellheim, indem er gedankenvoll mit dem Stifte seines Achselbandes spielte. — „Nichts anders. Ja, eine Art von Heirathsmäkelei soll zu Stande

kommen, wenn nicht —" — „Nun, Franziska, wenn nicht?" — „Ei, Herr Major, die Augen können Sie wohl machen, wenn Sie einhauen lassen. Mich müssen Sie damit verschonen. So, so sehen Sie freundlicher aus. Also — ja — die Heirath wird, wie die ganze Verlobung, für null und nichtig erklärt, wenn ein Mann — wie soll ich sagen? — sein Herz Parade machen läßt." — „Und dieser Mann?" — „Versteht sich, muß ein Preuße seyn. Am besten, wenn er Grün mit Scharlach und ein silbernes Achselband trägt. Sie glauben nicht, Herr Major, was das Grün für eine Hoffnungsfarbe ist. Sie haben mich doch verstanden?" — Mit diesen Worten schlüpfte Franziska zu der Thür hinaus.

Tellheim setzte sich ans Fenster. Bald hoffnungslos, bald voll der schönsten Bilder der Zukunft, sah er jetzt die Gegend, jetzt

das gegen ihm über hangende Gemälde Minna's an. Für die Stimmung, in der er sich befand, hatte er keinen Namen. Sie war ein Gemisch von Liebe und Groll; von Hoffnung und Verzweiflung, von Herzlichkeit und Eifersucht. Die letzte Empfindung war vorherrschend. „Aber bin ich nicht ein Thor?" sagte er zu sich selbst. „Ich spreche von Eifersucht, und Minna weiß noch nicht, wie sehr ich sie liebe? Noch heute soll sie es wissen!" — Da kam Minna's Bruder. — „Wo ist Deine Schwester? Ich sah sie heute noch nicht." — „Sie sitzt drüben bei der Gräfin Vitzthum." — „Wo kommt denn die her? Was will die?" — „Leider nicht viel Gutes." — „Nun?" — „Mein Onkel wünscht, daß Minna den jungen Grafen heirathe." — „Will sie denn?" — „Nein. Sie sagt mir, ich soll sie retten. Was kann ich armer kranker Wurm für das gute Mädchen thun?" — „Für sie thun? Für Minna

thun? Wenigstens fragen, ob sie einen Andern liebt, diesem als Freund beistehen — das kannst Du; denn Minna liebt gewiß keinen, der Deiner Freundschaft unwürdig ist." Tellheim sagte diese Worte mit glühendem Gesicht. Er hatte Franziska wohl verstanden; in ihren Worten lag der Beweis dessen, was er längst schon an hundert Kleinigkeiten gesehen hatte, die allein dem Liebenden verständlich sind. — Ihr Bruder schwieg. „O Gott!" fuhr Tellheim fort, „dies herrliche Mädchen! Thue ja, was Du kannst, und rette Deine Schwester! — Rette sie für mich!" setzte er hinzu.

Tellheim sagte die letzten Worte so laut, so mit Feuer, daß er auf nichts anderes achtete. Bloß die Antwort seines Freundes: „Für Dich, Tellheim? Gottlob, ich weiß, daß Minna Dich liebt." — Bloß diese wenigen Worte verstand er. Er fiel seinem

Freunde in die Arme. Er dachte nur an seine Minna — da öffnete sich die Thür des Zimmers. Minna führte die Gräfin und den Graf herein. Tellheim hatte nach Franziska's Erzählung und Schilderung einen gefährlichen Nebenbuhler gefürchtet; jetzt sah er diesen genauer an, und fühlte, daß jede Vergleichung mit ihm eine Beleidigung sey. Franziska hatte übrigens von dem Stolze der Gräfin, wie von ihrer Armuth nicht zu viel gesagt. Sie würdigte den Major kaum eines Blickes; ihr Blick fiel auf Friedrichs Bild; es war der Blick der ohnmächtigen Wuth, die sie hier überdies noch verbergen mußte. Tellheim nahm das Bild und überreichte es Minna. — „Und das soll mein seyn, lieber Major?“ — „Ja, gute Minna. Ich weiß, was Ihnen Freude macht.“

Freilich sah die Gräfin und der Graf mit einem unbeschreiblichen Blick auf Minna

und auf das Bild. Friedrich war ja Ursach, daß alle die überflüssigen Hofbesoldungen eingezogen waren, und diese waren der einzige Nahrungszweig dieser Familie gewesen. Noch empörender war ihr das: „lieber Major, liebe Minna." So etwas konnte sie mit der Ehre nicht räumen; es war eine Versündigung an der gräflichen Würde. Sie wagte es, Minna einige Vorwürfe in französischer Sprache zu machen, die Minna entschlossen beantwortete. Es würde zu vielen lächerlichen Zügen Anlaß geben, wenn Tellheims Geschichte alle die Thorheiten des Grafen und der alten Gräfin weiter ausmalen wollte, den Stolz, durch welchen aber die Dürftigkeit schimmerte, die großen Erwartungen, die aber ein Blick auf Minna's und Tellheims Herrlichkeit sogleich stürzte. Diese Züge würden ein ernsteres Gemälde, wie Tellheims und Minna's Liebe gewährt, entweihen. Noch ehe zwei Stunden vergingen, hatten Tellheim und Minna

sich einer dem andern entdeckt. Sie hatten sich gefunden — sie hatten sich ihre Liebe entdeckt. Die Gräfin und der Graf blieben noch einige Tage dort.

„Aber, lieber Tellheim!" fragte Marlof, „woher kommt es, daß Du so ganz verändert bist? Freude strahlt aus Deinen Augen; man darf Dich nur ansehen, um das Bild der höchsten Zufriedenheit zu sehen. Woher kommt dies?" — „Hier kommt die Ursach, lieber Freund," sagte Tellheim, und zeigte auf die eben eintretende Minna. „Sieh, dies edle Mädchen liebt mich!" — „O Gott!" sagte Marlof. „O Gott, Tellheim, Du weißt, wie froh mich Dein Glück macht. Aber wann werde ich es werden?" — „Auch Du wirst es. Hast Du noch keine Nachricht?" — „Nicht eine Zeile, nicht einen Buchstaben. Es ist doch traurig." — „Hoffe, lieber Marlof. Glaube, auch Du wirst noch

glücklich!" — Marlof schüttelte den Kopf. „Lieber Tellheim, ich stehe mit dem Glücke auf einem eigenen Fuß. Ich weiß nicht, warum ich's nicht thue, ich erwarte von dem Glücke, von dem Zufall nichts. Dreimal bin ich dort gewesen, wo meine Sophie wohnte. Ich sehe nichts, als den Aschenhaufen des Amthofs. Kein Mensch kann mir Nachricht geben." Er schwieg einen Augenblick. „Nun, ich sehe wohl, ich muß mich glücklich im Glücke meiner Freunde fühlen. Auf eigenes Glück rechne ich gar nicht mehr."

Minna und Franziska hatten diese Unterredung angehört. Marlof war Beiden schon früher als ein äußerst braver, rechtlicher Mann, werth gewesen; die Theilnahme an seinem Schicksal mußte sich dadurch noch vermehren, daß Marlof einer der ersten Freunde Tellheims war. Nun kam noch dazu, daß dieser Mann sich unglücklich,

unglücklich durch Liebe fühlte, und — was seinem Verdienst in Minna's und Franziska's Augen die Krone aufsetzte — zu stolz war, sich sein Unglück merken zu lassen. Mit einer gewissen Hochachtung, die der Gute so gern dem edlen Unglücklichen weihet, sahen Minna und Franziska den Mann an, der sein Unglück so entschlossen trug. „Aber, Sie haben uns ja mit Ihrem Seelenleiden noch gar nicht bekannt gemacht, Herr Rittmeister?" sagte Franziska. — „Und weshalb sollte ich das thun? Ich selbst würde die noch nicht zugeharschte Wunde meines Herzens aufreißen, und Ihnen würde ich im Lichte eines Menschen erscheinen, der nur gern über sein Unglück klagt." — „Verzeihen Sie, Herr Rittmeister. Sie sehen, daß mein gnädiges Fräulein sowohl, als ich, vor Begierde brennen, Ihre Geschichte zu wissen. Sie glauben gar nicht, wie gern wir die Geschichte irgend einer unglücklichen Liebe

hören! Mit dem gnädigen Fräulein ist das nun wohl jetzt etwas anders. Aber ich — ach, ich weiß ja nicht, ob ich nicht auch einmal unglücklich liebe. Mir scheint es bald so; und da ist's doch immer gut, wenn man sich dann zu nehmen weiß." — „Mein Freund Tellheim wird Sie mit meinem traurigen Loose bekannt machen." — „Nun ja, Herr Rittmeister! ein glücklich Liebender! wie mag der im Arm seiner Geliebten die Qualen einer unglücklichen Liebe schildern? — „Freundschaft leihet seinem Gemälde die Farben."

Mochte Franziska bitten, wie sie wollte, mochte selbst Minna, ja sogar selbst Tellheim den festen, ernsten Mann bitten, wie sie wollten; alles war umsonst. „Du kennst ja meine ganze Geschichte, Tellheim!" sagte er unwillig: „Ich habe sie Dir ja bei so mancher Nachtpatrouille erzählt. Die Hauptbegebenheiten hast Du ja selbst gesehen. Gieb

Du sie zum Besten, wenn ich abwesend bin." Tellheim versprach's. „Weit lieber hörten wir sie von Ihnen selbst," sagte Franziska. „Ein Dritter macht immer aus so etwas eine Art von Zeitungsbericht, wenn bei dem, der das, was er erlebte, erzählt, jeder Blick, jede Thräne mehr sagt, als tausend Worte des Dritten. Wir müssen freilich mit des Herrn Majors Bericht zufrieden seyn; aber das sage ich Ihnen im voraus, ich werde Sie, Herr Rittmeister, nachher viel fragen."

Franziska's und selbst Minna's Neugierde wurde bald gestillt. Der nächste Abend, an welchem Marlof abwesend war, wurde der Erzählung seiner so merkwürdigen Geschichte gewidmet.

Ende des zweiten Theils.





